



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

20. JAHRGANG
O K T. - D E Z. 1991



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand,
Dipl.-Ing. U. Gräf, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm
Druck: Konradin Druck · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Helmut F. Reichwald	
Die Restaurierung der Monumentalgemälde von Martin Schongauer im St.-Stephanus-Münster zu Breisach	
Zwischenbericht	145
Jörg Biel	
Siedlungen der Jungsteinzeit und Bronzezeit in Bad Friedrichshall, Landkreis Heilbronn	158
Hartmann Reim	
Archäologische Forschungen im Neckartal bei Rottenburg a. N., Kreis Tübingen	
Die Ausgrabungen in den Neubaugebieten „Lindele Ost“ und „Siebenlinden“	162
Thomas Lutz	
Badefreuden – Bades Leiden	
Zur Denkmaleigenschaft des Freiburger Strandbades	171
Norbert Bongartz/Detlev Kuhn	
Ein rätselhafter Fund in Kloster Bronnbach	179
Sabine Kraume-Probst	
„Mörikes Kegelbahn“	182

Titelbild: Wandgemälde im Breisacher Münster; Engelsgruppe der Westwand, linker Teil neben dem Fenster. Zustand 1991 nach Abnahme der Fixierung und Übermalung von 1931. Zum Beitrag Helmut F. Reichwald: Die Restaurierung der Monumentalgemälde von Martin Schongauer im St.-Stephanus-Münster zu Breisach.

Helmut F. Reichwald: Die Restaurierung der Monumentalgemälde von Martin Schongauer im St.-Stephanus-Münster zu Breisach

Zwischenbericht

Der Künstler

Martin Schongauer verstarb am 2. Februar 1491 in Breisach, dessen Bürgerrechte er 1488/89 erworben hatte. Aus Anlaß seines 500. Todestages finden in Colmar und Breisach verschiedene Veranstaltungen und Ausstellungen statt, die Aspekte des Lebens, Werks und der Zeit Martin Schongauers zum Inhalt haben.

Es gibt nur wenige gesicherte Daten des schon zu Lebzeiten berühmten Malers und Kupferstechers, der durch sein künstlerisches Schaffen seine Zeitgenossen nachhaltig beeinflusste. Welche Wertschätzung durch die Zeitgenossen diesem Künstler zuteil wurde, ist durch seinen Beinamen „Hipsch“ belegt. Ein Prädikat, das sich ausschließlich auf sein Kunstschaffen bezieht.

Um 1450 – ein genaues Geburtsdatum gibt es nicht – wird Martin Schongauer als Sohn des aus Augsburg stammenden Goldschmieds Caspar Schongauer in Colmar geboren. Sein Vater wird hier 1445 urkundlich als Bürger und Ratsherr erwähnt. In einer urkundlichen Überlieferung wird Martin Schongauer erstmals 1465 faßbar. Im Matrikelbuch der Leipziger Universität ist er für das Wintersemester dieses Jahres eingeschrieben. Wo Martin Schongauer seine Ausbildung als Maler und Kupferstecher erhielt, ist nicht geklärt. Man nimmt an, daß er im Atelier von Caspar Isenmann, einem damals führenden Maler der Stadt Colmar und direktem Nachbarn der väterlichen Goldschmiedewerkstatt, zwischen 1466 und 1469 ausgebildet wurde. Wohl 1469 geht Martin Schongauer auf Wanderschaft und lernt in Beaune in Burgund ein Hauptwerk der niederländischen Malerei kennen. Mit einer Federzeichnung nach dem Weltenrichter aus dem Altar von Rogier van der Weyden wird sein dortiger Aufenthalt in Verbindung gebracht. Die Zeichnung selbst kam wohl 1492 über die Brüder Martin Schongauers in den Besitz von Albrecht Dürer, der sie mit M+S und der Jahreszahl 1469 signierte.

Nach 1470 läßt sich Schongauer in Colmar nieder, 1473 entsteht das Tafelbild „Madonna im Rosenhag“, heute in der dortigen Dominikanerkirche, das einzige sicher datierte Tafelbild. In dieser Zeit dürften auch die Flügel des Orlier-Altars mit der „Verkündigung“ und dem „Heiligen Antonius“ für das Antoniterkloster in Isenheim entstanden sein. Mit seinen Brüdern, die kunsthandwerklich und künstlerisch außerhalb Colmars tätig waren: Paulus und Jörg als Goldschmiede in Leipzig und Basel, Ludwig als Maler und Kupferstecher in Ulm und Augsburg, hielt Martin wohl engen Kontakt, um diese verwandtschaftlichen Beziehungen auch zur Verbreitung seiner graphischen Produktion zu nutzen.

Von den Arbeiten als Tafelmaler haben sich nur sieben

gesichert zugeschriebene Werke erhalten. Daß Schongauer auch im weiten Umkreis Aufträge erhielt, bezeugen Nachrichten aus Söflingen bei Ulm und Biberach. Für das damals bedeutende Frauenkloster in Söflingen wünschte sich die Äbtissin 1482 den „Martin maler“, ihr die Heiligen zur malerischen Ausstattung zu entwerfen. Einer weiteren Überlieferung zufolge hat Martin Schongauer 1490 seinen wohl größten Tafelbildauftrag erhalten. Für die Pfarrkirche von Biberach an der Riß soll er 12 Tafelbilder mit den Darstellungen der Passion und des Marienlebens geschaffen haben. Der Ulmer Bildhauer Nikolaus Weckmann fertigte den Figurenschrein. Nach der Beschreibung ist der Altar 1531 dem reformatorischen Bildersturm zum Opfer gefallen. Ob das Entstehungsjahr 1490 so wie bisher angenommen zutrifft, bedarf weiterer Recherchen. Sein Aufenthalt in Breisach 1488/91 und die Ausführung der Wandmale-

1 ST. MICHAEL, Kupferstich von Martin Schongauer, London, Britisches Museum, Originalgröße 16,2 cm x 11,3 cm.





2 ENGEL GABRIEL, Ausschnitt der linken Tafel des Orliertable von Martin Schongauer, Colmar, Museum Unterlinden, Malerei auf Holz.

reien im Münster ist mit dem Auftrag in Biberach nicht zu vereinbaren.

Neben der Tafelmalerei beschäftigte sich Schongauer von Anfang an mit dem Kupferstich. Mit seinen künstlerischen wie auch technischen Fähigkeiten erzielte er Bildwirkungen, die nachhaltig alle wichtigen europäischen Kunstkreise beeinflussten. Als technische Neuheit führte er die sogenannte Kreuzschraffur ein und erreichte damit eine besonders plastische Bildwirkung seiner Gewandfiguren. Seine Bildkonzeptionen wurden von seinen Zeitgenossen in der Malerei, Graphik und Bildhauerei aufgenommen und umgesetzt. Der junge Albrecht Dürer kam 1492 auf seiner Wanderschaft nach Colmar, um sein hochgeschätztes Vorbild zu besuchen. Er traf dort die Brüder Paulus und Ludwig, die nach dem Tod Martins die Werkstatt übernommen hatten. Offensichtlich versorgten sie Dürer mit Informationen und Zeichnungen, die dieser dann mit handschriftlichen Bemerkungen versehen hat. Auch in Italien wurden die graphischen Arbeiten Schongauers geschätzt. Vasari berichtete darüber, und Michelangelo soll die „Versuchung des hl. Antonius“ als Vorlage benutzt und nachgestaltet haben.

Von dem graphischen Werk Martin Schongauers sind 115 Kupferstiche, teilweise in mehreren Exemplaren, überliefert.

Als einzige Wandmalerei Schongauers haben sich die monumentalen Gemälde im Westbau des St.-Stephans-Münsters in Breisach erhalten. Ob er weitere Wandgemälde geschaffen hat, ist nicht bekannt. Die Entstehung der Wandmalereien in Breisach dürfte mit dem Erwerb des Bürgerrechts 1488/89 einhergehen. In den Sommermonaten 1489 und 1490 ist die Ausführung an-

zunehmen. Die Ausführung der Wandmalereien in Breisach kann als eine seiner letzten Arbeiten angesehen werden.

„Das Jüngste Gericht“ im Breisacher Münster

Die Wandgemälde befinden sich im Westbau des Münsters. Sie bedecken in einer Größe von 13,2 × 7,4 Meter (Westwand), 14,4 × 7,6 Meter (Nordwand) und 14,4 × 7,3 Meter (Südwand) die drei Seiten des westlichen Bauteils. Das Hauptgemälde „Das Jüngste Gericht“ befindet sich im mittleren Teil der Westwand. Es wird auf der Nordseite vom „Höllenstein der Verdammten“ und auf der Südseite vom „Einzug der Seligen in das Paradies“ flankiert.

Im Mittelfeld der Darstellung des „Jüngsten Gerichtes“ thront überlebensgroß Christus als Weltenrichter, ihm zur Seite als Fürbitter Maria und Johannes der Täufer. Die begleitenden Figurengruppen stellen Beisitzer des Richterspruches dar. Neben Maria sind es Apostel, neben Johannes Gestalten des alten Bundes, von denen sich Moses mit den Gesetzestafeln hervorhebt. Darüber, in der Fensterzone, präsentieren Engelsfiguren die Leidenswerkzeuge. Die Spruchbänder kündigen das Weltgericht an. Im unteren Bildteil, rechts und links vom Portal, erheben sich die Toten aus ihren Gräbern.

Der Höllenstein ist als eng gestaffelter Felsenabgrund angelegt, aus dessen Klüften Flammen emporschlagen, die sich nach oben zu einer Feuerwand verdichten. Im rechten Bildteil erscheint Luzifer mit einer knöchernen Zackenkrone. Die Verdammten werden von unterschiedlichen Teufeln in den Abgrund gezogen. Auf der linken Seite ist ein phantastischer Höllendämon mit Flügeln dargestellt, der einen Verdammten fest umklammert.

Der Einzug der Seligen ins Paradies beginnt im rechten, unteren Bildteil. Die Auserwählten werden von Engelsgestalten zu einem mit gotischem Maßwerk verzierten Portal geführt. Darüber verläuft quer eine reich ausgebildete Balustrade, hinter der ein Engelschor musiziert. Unterhalb des rechten Balustradenteils befindet sich eine große Inschrift mit lateinischen Versen, die die ewigen Freuden des himmlischen Paradieses preisen.

Zur Geschichte des Wandgemäldes

Seit der Entstehung der Wandmalereien um 1489/90 bis 1607 gibt es bisher keine gesicherten Daten über eine Überarbeitung. Im Jahre 1607 erfolgte im Innern des Münsters eine Neutünchung mit farbiger Abfassung der Architekturglieder. Das Gewölbe, die Arkadenbögen und die Fensterumrahmung erhielten eine Dekorationsmalerei. Ob auch das Jüngste Gericht überarbeitet wurde, geht aus den Archivalien nicht hervor. Bei einer erneuten Renovierung 1766 erfolgte die „Ausweißung“ von Langhaus und Chor; zu dieser Zeit dürften die Malereien übertüncht worden sein. In der nachfolgenden Zeit sind noch drei weitere, teilweise farbige Tünchen aufgebracht worden.

Bei einer erneuten Renovierung 1885 kamen unter Mörtel- und Tüncheschichten im Westteil des Münsters „...mehrere Bilder und Inschriften zum Vorschein“, dies teilte Pfarrverweser Dieterle dem kirchlichen Bauamtsvorstand mit. Architekt Baer schreibt in seinem Bericht vom 6. Oktober 1887 an den katholischen Stiftungsrat: „...bei der Abschiebung der Tünche kamen im westlichen Teil des Langhauses Malereien zutage,

welche allerdings sehr beschädigt sind, aber noch erkennen lassen, daß es sich um Kompositionen großartigsten Stiles gehandelt habe.“

Nach der mit ungeeigneten Werkzeugen wie Hammer, Spachtel, Drahtbürste erfolgten Freilegung – es waren zu dieser Zeit nur Teilflächen geöffnet worden – konnte man sich für eine weiterführende Restaurierung, auch wegen der fehlenden Geldmittel, nicht entscheiden. Im Gutachten des Oberbaudirektors Durms vom 4. Februar 1899 heißt es: „Der Zustand der Wandbilder ist der denkbar übelste, verschwommen, erloschen und durch den früheren Anstrich kalkig im Ansehen, durch den Verputz zur Hälfte vernichtet, ist mit diesem wohl nicht mehr viel anzufangen.“ . . . „Dem Unterzeichnenden scheinen überdies die Bilder Erzeugnisse einer ganz späten Zeit und nicht gerade von höchstem Kunstwert und deshalb keiner Erneuerung wert.“

Mit Schreiben vom 4. Mai 1889 an den Vorstand des Erzbischöflichen Bauamtes Freiburg beurteilte der Gutachter Durms den Wert der Malereien kurz als „...schlechtes Machwerk“. Nach dieser Beurteilung blieb der fragmentarische Bestand bis 1931 weiter bestehen.

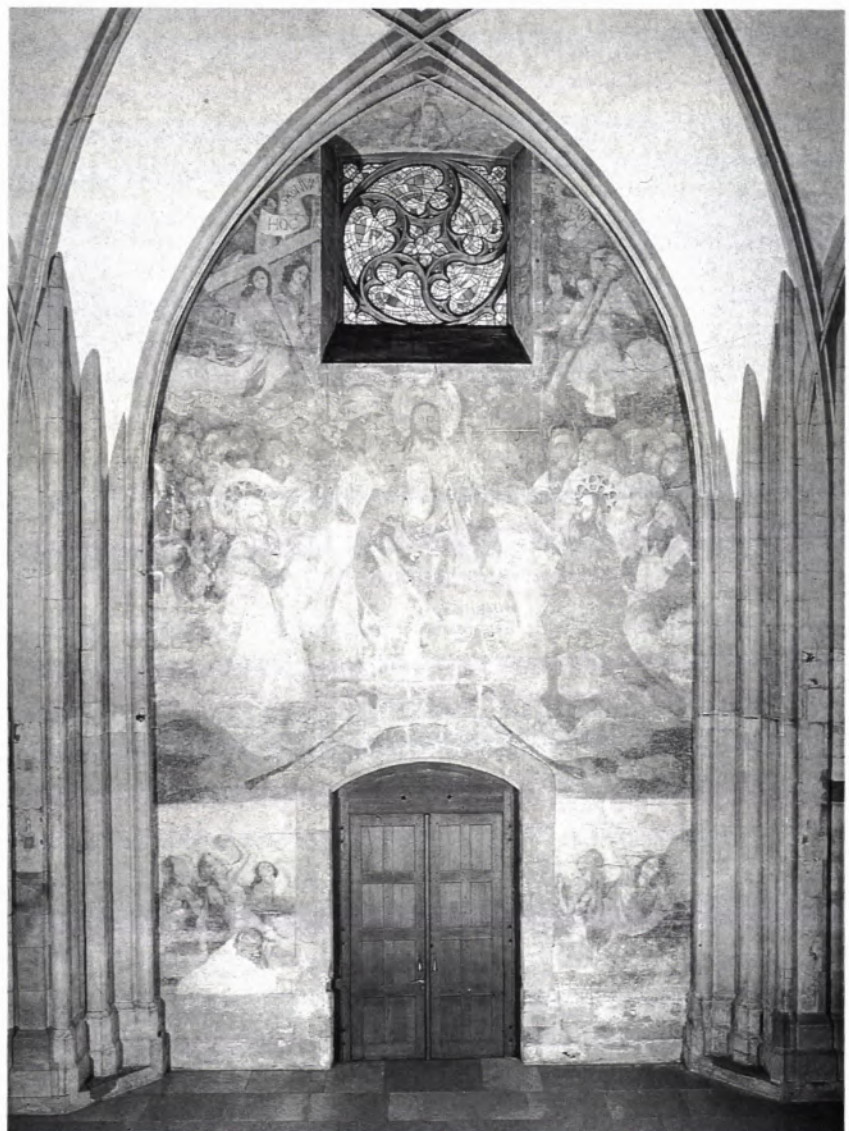
1922 versuchte erstmals Karl Gutmann, ein Breisacher

Heimatsforscher, die Malereien Martin Schongauer zuzuschreiben, dabei orientierte er sich an dem bis dahin freigelegten Malereibestand. Seit 1910 bemühte sich der Freiburger Kunsthistoriker und kirchliche Konservator Josef Sauer immer wieder, die Restaurierung der Wandmalereien in Gang zu bringen. Erst 1931, im Zusammenhang mit dem Einbau der Orgelempore, gelang es, auch ein Konzept zur weiteren Behandlung der Malereien zu entwickeln. Die neue Orgelempore war Ersatz für eine 1837 fest mit den Wandflächen verbundene Empore. Sie wurde an gleicher Stelle, jedoch mit Abstand zur Wand errichtet, verdeckte aber weiterhin größere Bereiche der bemalten Wandflächen.

Die Freilegung und Restaurierung seit 1931

Im Juni 1931 sind die Malereien weiter untersucht worden, da noch weite Teile von Mörtel und Tünche verdeckt waren. Die daran anschließende Abnahme der noch vorhandenen Tünchen erfolgte wiederum mit groben Werkzeugen wie Hammer und Spachtel, was zu weiteren erheblichen Schäden und zur Reduzierung des Malereibestandes führte. Nach nur dreieinhalb Monaten war die gesamte Restaurierung abgeschlossen.

Die Kosten beliefen sich auf 1165 RM für die Südwand, 1525 RM für die Westwand und 1040 RM für die



3 BREISACH, Münster St. Stephan,
Westwand: Jüngstes Gericht 1489/90,
Zustand 1989 vor der Restaurierung.



4 BREISACH, Münster St. Stephan, Südwand: Einzug der Seligen ins Paradies 1489/90, Zustand 1989 vor der Restaurierung.

Nordwand. Über die durchgeführten Maßnahmen gibt es nur spärliche Hinweise. Josef Sauer, der die Restaurierung damals überwachte, schreibt: „Der riesenhafte Zyklus, der hier drei Wandflächen in voller Höhe überzog, kam nahezu vollständig wieder ans Tageslicht, auch mit allen Einzelheiten figuraler Darstellungen, so daß man es nicht mehr wie bisher nur mit einzelnen mehr oder weniger zusammenhängenden Fragmenten zu tun hatte; vor allem bekam das Auge einen geschlossenen Gesamteindruck dieser monumentalen Schöpfung. Die Behandlung der Malerei mit Tränkungsack zur Fixierung der Pigmentschicht hat ihre farbliche Wirkung zu voller Klarheit gebracht. Ausgeschlossen blieb aber jegliche Ergänzung der Zeichnung oder Auffrischung halberloschener Farben.“ Soweit Sauer zur durchgeführten Restaurierung.

Diese Beurteilung der Restaurierung von 1931 ist heute nicht mehr haltbar. Der verwendete „Tränkungsack“, dessen Zusammensetzung noch nicht eindeutig geklärt werden konnte, wurde hauptsächlich zur Fixierung der figürlichen Darstellung verwendet. Der Auftrag erfolgte mit dem Pinsel, die Konsistenz des Materials dürfte sehr dünn gewesen sein. Bei der Betrachtung im ultravioletten Licht lassen sich die Bereiche mit Fixierung

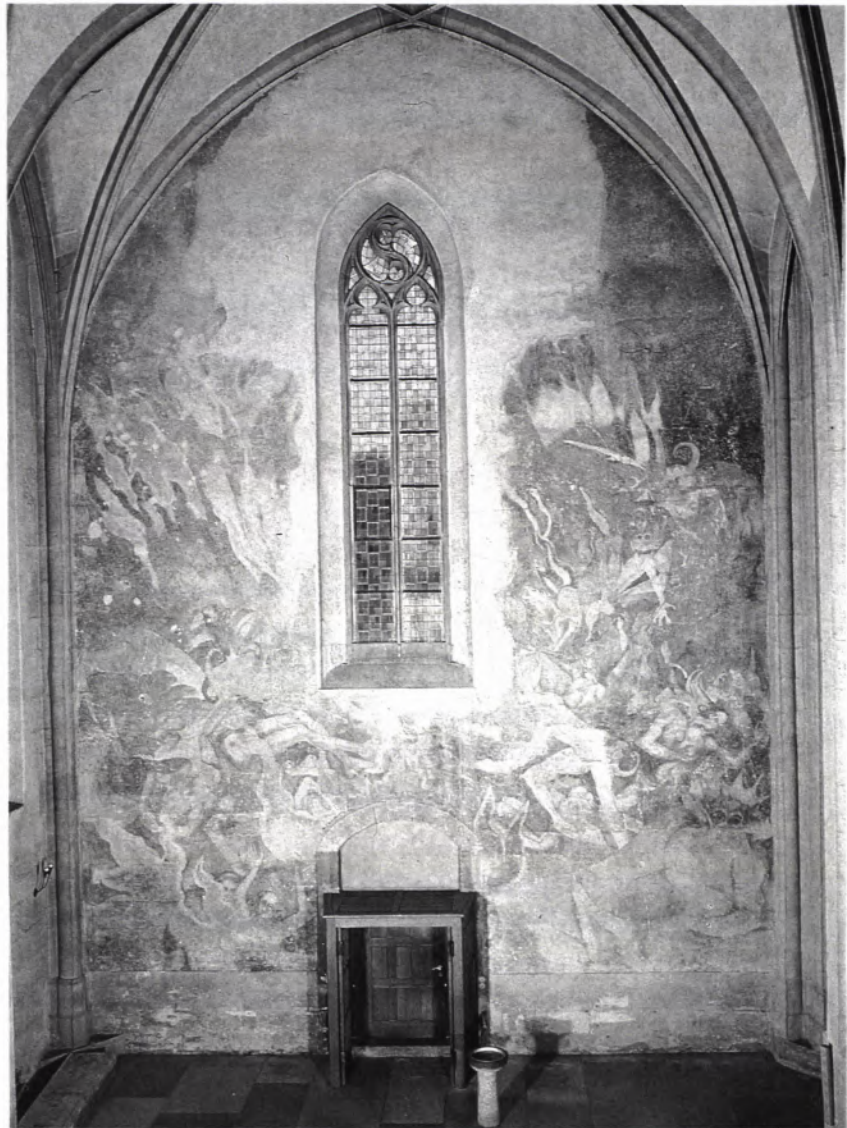
lokalisieren, es zeigen sich Spuren des herabgelaufenen Fixiermittels.

Danach sind die gesamten Malereiflächen teilweise lasierend, teilweise deckend übermalt worden. Das verwendete Bindemittel, ein Kaseingemisch mit erheblicher Oberflächenspannung, hat sich mit zunehmendem Alter verändert und ist verbräunt. Wegen des teilweise dicken Farbauftrags und infolge wechselnder klimatischer Veränderungen hat die spannungsreiche Übermalungsschicht reagiert. Aufrollende Übermalungsschichten lösen darunterliegende Originalschichten vom Untergrund, in einigen Partien sind bereits erhebliche Fehlstellen entstanden.

Zu den Schäden an der Malschicht muß es schon Anfang der 40er Jahre gekommen sein. In einem Schreiben an den Stiftungsrat berichtet der Oberbaurat Bosch im Oktober 1943, daß die Schäden am Mörtel und der Malerei größer geworden sind.

Ein weiteres ausführliches Gutachten des Restaurators Velte vom Juli 1948 erwähnt neben den Kriegsschäden am Mauerwerk und Mörtel auch einen fortschreitenden sichtbaren Verfall der „Malhaut“, der ein baldiges Eingreifen zur Pflicht macht. Als Behandlung schlägt er eine Fixierung mit Ammoniakasein vor.

5 BREISACH, Münster St. Stephan,
Nordwand: Höllensturz der Verdammten
1489/90, Zustand 1989 vor der Restau-
rierung.



Im August 1951 war eine Kommission zur Untersuchung der Wandmalereien im Münster. Die an den Malereien entstandenen Schäden wurden bis dahin auf die große Hitzeeinwirkung beim Orgelbrand zurückgeführt.

Von den erheblichen Zerstörungen des Münsters im 2. Weltkrieg wurde auch der westliche Teil mit Orgel und Empore betroffen. Diese Zerstörungen führten zur Beseitigung der verbliebenen Reste der Orgelempore, dadurch konnten erstmals nach der Wiederaufdeckung alle Bildflächen im Zusammenhang betrachtet werden.

In einem Schreiben des Sondergutachters Professor Schmuderer aus München vom August 1951 wird auf Schäden hingewiesen, die durch wiederholte Fixierung mit Kasein entstanden sind. Nach einem Beschluß der Kommission wird vom 5. Oktober bis 8. November desselben Jahres die Westwand restauriert. Nach dem Arbeitsbericht sind alle gelockerten Farbteile durch Einlassen mit einem „Bindemittel“ und durch „Glätten“ wieder geebnet worden.

Wie schon bei der Restaurierung von 1931, hier war von einem „Tränkungsack“ die Rede, erfahren wir wiederum nichts über das 1951 verwendete Bindemittel zur Fixierung gelockerter Farbschichten.

In dem kurzen Restaurierbericht sind auch nicht die Partien genannt, an denen Eingriffe vorgenommen wurden. Nachfolgend dürften immer nur kleinere Reparaturen, hauptsächlich durch Schließen von Mörtelausbrüchen und Rissen, vorgenommen worden sein, über die es keine Aufzeichnungen gibt.

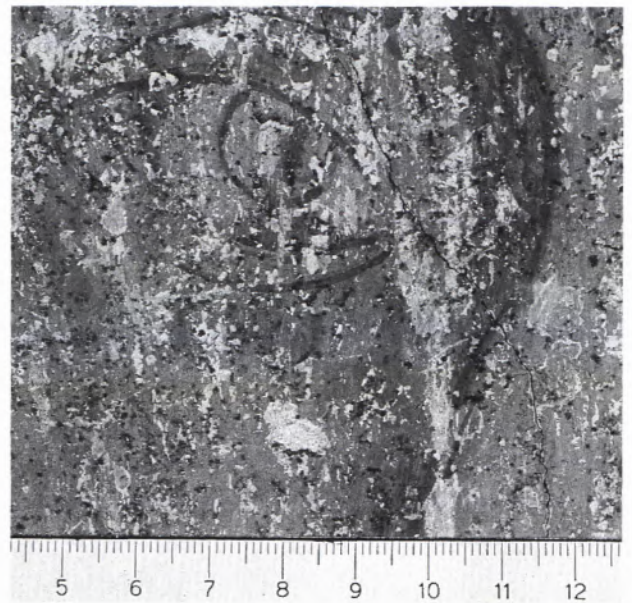
Maßnahmen seit 1980

Anfang der 80er Jahre wenden sich Besucher und Kunstinteressierte an die Kirchengemeinde, um eine baldige Restaurierung zu bewirken, mit dem Argument, die Malereien würden immer mehr verblassen und verfallen.

Im Zusammenhang mit der Reinigung des Hochaltars des Meisters HL wurden 1983 vom Landesdenkmalamt Klimamessungen im gesamten Kirchenraum veranlaßt, die über mehrere Jahre auch im Bereich der Wandgemälde aufgezeichnet wurden. Die Werte liegen, wie in Großkirchen üblich, weit unter oder über denen musealer Idealbedingungen. Je nach Jahreszyklus betragen die Spitzenwerte bei der Raumtemperatur 8 bis 24° Celsius; entsprechend steigt oder fällt die relative Luftfeuchte von 80 auf 40%. Diese Schwankungen bewirken eine ständige Reaktion der spannungsreichen Überma-



6 SÜDWAND, singender Engel, Zustand 1991 vor der Restaurierung. Gravierendes Schadensbild durch die 1931 aufgebrachte Fixierung und Übermalung.



7 AUSSCHNITT aus Abb. 6, ca. 8,5 cm x 8,5 cm, linkes Auge des Engels. Durch Oberflächenspannung der 1931 aufgebrachten Fixierung und Übermalung entstandenes Schadensbild.

lungsschicht, indem sich diese aufrollt oder bei hoher Luftfeuchte wieder niederlegt.

Im Februar 1985 sind an der West- und Nordwand wegen dringender Reparaturarbeiten an den Fenstern Gerüste erstellt worden. Das Landesdenkmalamt nutzte die Gelegenheit, erstmals den Malereibestand aus der Nähe zu beobachten. Erst eine Betrachtung aus der Nähe gab Aufschluß über den Zustand der Malereien und über das umfangreiche Schadensbild. Wegen fehlender Unterlagen – es stand zu diesem Zeitpunkt kein geeignetes Fotomaterial zur Eintragung der Schäden zur Verfügung, ebenso fehlte eine Auswertung des Archivmaterials – beschränkte sich die erste Kampagne auf eine Voruntersuchung in Teilbereichen und die Erstellung eines Konzeptes zur Untersuchung.

Um den Malereibestand exakt erfassen und Maßnahmen planen zu können, waren folgende Arbeitsschritte notwendig:

- Auswertung von Archivmaterialien
- Photogrammetrische Aufnahmen und zeichnerische Auswertung als Grundlage zur Bestands- und Schadenskartierung
- Photographische Aufnahmen in verschiedenen Verfahren: Auflicht, Streiflicht und im UV-Licht
- Erstellen eines Untersuchungskatalogs mit einem Dokumentationsschema
- Erarbeiten eines Fragenkatalogs an die Naturwissenschaften: Bauphysik, Chemie, Mikrobiologie
- Naturwissenschaftliche Analysen
- Untersuchung des maltechnischen Aufbaus
- Restauratorische Untersuchung des Malereibestandes und des Malereiträgers
- Erprobung von verschiedenen Verfahren zur Abnahme der spannungsreichen Fixierung
- Anlegen von Arbeitsfeldern nach Auswertung der naturwissenschaftlichen und restauratorischen Untersuchungsergebnisse
- Erarbeiten eines Konservierungskonzeptes mit Zeit- und Kostenplan.

Ziel dieser aufwendigen Vorarbeiten ist es, auf der Basis umfangreicher gesicherter Kenntnisse der historischen Substanz deren Erhaltung mit den besten derzeit möglichen Methoden in einem kalkulierbaren zeitlichen und finanziellen Rahmen zu sichern. Ohne dieses Konzept bliebe der Fortbestand der Wandmalereien weiterhin dem Zufall überlassen.

In einem ersten Vorbericht vom April 1985 an das Erzbischöfliche Ordinariat erging vom Landesdenkmalamt eine Zusammenfassung der ersten Inaugenscheinnah-

8 KOPF DER FIGUR JOHANNES DES TÄUFERS. Zustand vor Beginn der Restaurierungsmaßnahmen. Bei den helleren Inseln innerhalb der dunkleren Farbflächen (Haare, Bart, Schattierungen der Augen- und Nasenpartie) handelt es sich um Fehlstellen in der originalen Malschicht. Diese Kratzer sind bei der Freilegung von 1931 entstanden und wurden farbig überlasiert. Die stark gebundene Übermalung und die Fixierung erzeugen eine Oberflächenspannung, die das Aufrollen und Aufreißen der Malschicht verursacht.



me mit einem Zeitplan zur Durchführung einer Bestandsaufnahme einschließlich der für notwendig erachteten naturwissenschaftlichen Untersuchungen.

Der dafür ermittelte Kostenrahmen war mit 35 000 DM angesetzt. Nach Abklärung der Finanzierung des Gesamtobjektes, hierfür waren Kosten in Höhe von 900 000 DM ermittelt worden, begann im September 1989 die zuvor genannte Abfolge der Voruntersuchung. Beteiligt waren drei freischaffende Restauratoren, zwei Naturwissenschaftler, Photographen der Bildstelle des Erzbischöflichen Ordinariats und Mitarbeiter der Restaurierungswerkstatt, der Photogrammetrie und Photographie des Landesdenkmalamtes.

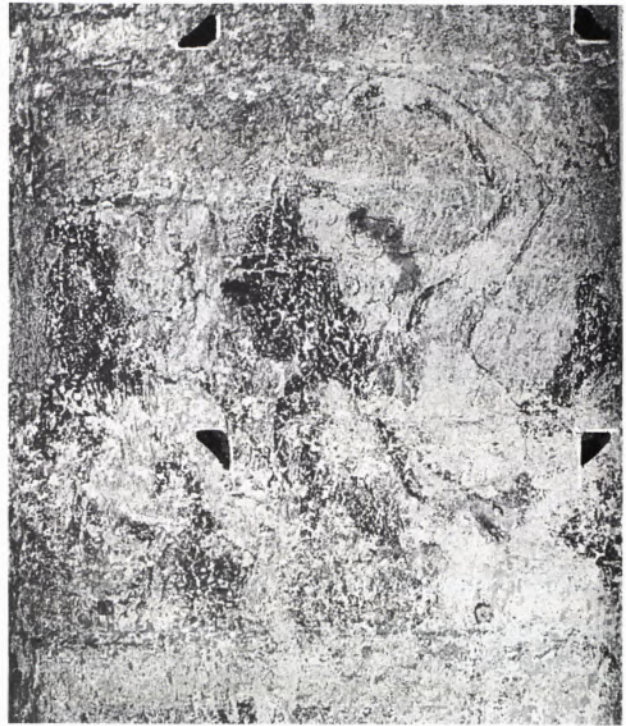
Mit zwei fahrbaren Gerüsttürmen konnten die bemalten Wandflächen voruntersucht und dokumentiert werden. Während der Voruntersuchung zeigte sich, daß eine detaillierte Bestandsaufnahme in der zur Verfügung stehenden Zeit an den drei Wandbildern nicht durchgeführt werden konnte. Deshalb beschränkte sich die Voruntersuchung auf eine summarische Erfassung bestimmter Schadensphänomene, die entsprechend dokumentiert wurden. Die Auswertung der restauratorischen Untersuchung ergab, daß der Malereibestand durch vorangegangene restauratorische Eingriffe und Maßnahmen erheblich reduziert und gefährdet ist. Der maltechnische Aufbau der Malerei von Schongauer konnte wegen der durchgängig aufgetragenen Übermalung und Fixierung in diesem Zusammenhang noch nicht endgültig geklärt werden; es stellte sich aber schon sehr bald heraus, daß ein maltechnisch oder alterungsbedingtes Schadensbild nicht vorlag.

Die Schäden an den Malereien hatten zweierlei Ursachen:

1. Mit der Freilegung von 1885 und 1931 ist die Malerei erheblich reduziert worden. Mit ungeeigneten Methoden hat man die auf der Malerei liegenden Mörtel- und Tüncheschichten abgetragen. Kratz-, Schab- und Hackspuren der verwendeten Werkzeuge lassen darauf schließen, daß die Freilegung großflächig in einem kurzen Zeitraum erfolgte. Wie bereits zuvor erwähnt, dauerte die Freilegung einschließlich Gesamtrestaurierung der drei Wandflächen dreieinhalb Monate.

2. Der Malereibestand war durch die Freilegung derart gestört, daß zwangsläufig eine Überarbeitung folgen mußte. Obwohl Sauer in seiner Beschreibung zur Restaurierung von 1931 jegliche Ergänzung und Auffrischung ausgeschlossen hat, konnte eine flächendeckende Überarbeitung des gesamten Malereibestandes festgestellt werden. Bevor die Übermalung aufgebracht wurde, sind die figürlichen Darstellungen fixiert worden. Diese Fixierung läßt sich im UV-Licht lokalisieren; es dürfte sich dabei um den von Sauer beschriebenen „Tränkungsack“ handeln. Danach trug man großflächig farbige Lasuren auf, die in den stark zerstörten Partien in eine fast deckende Übermalung übergehen. Lasur und Übermalung bilden ein Schichtpaket mit erheblicher Oberflächenspannung, welches zu dem typischen Schadensbild geführt hat.

Nach der restauratorischen Voruntersuchung erfolgte mit den Naturwissenschaftlern vor Ort eine erste Diskussion der bis dahin gewonnenen Erkenntnisse. Anhand eines Fragenkatalogs wurden gezielt Proben entnommen, um weitere Aufschlüsse über den Schichten- und Aufbau zu erhalten. Vorrangig ging es dabei um eine



9 WESTWAND, die Auferstehenden im linken Bildteil, historische Aufnahme ca. 1890 nach der Freilegung.



10 GLEICHER AUSSCHNITT, Zustand 1991 während der Abnahme der Fixierung und Übermalung von 1931. Die helleren Partien zeigen den noch vorhandenen Malereibestand. Deutlich sind die mechanischen Beschädigungen der Freilegung zu erkennen.

Klärung der Fixier- und Übermalungsmaterialien. Weiterhin sollte der maltechnische Aufbau ermittelt werden, da bis dahin die Voruntersuchung ohne Eingriff am Objekt erfolgte. Es wurden insgesamt zwölf Materialproben von 1 bis 2 mm entnommen.

Das Ergebnis zur Maltechnik nennt folgenden Schichtaufbau. Hier ein Auszug aus dem naturwissenschaftli-

chen Untersuchungsbericht (E. Jägers, Köln; vgl. Anhang):

„Die untersuchten Proben zeigen ein recht gut übereinstimmendes Ergebnis für die Maltechnik und den maltechnischen Aufbau der Wandmalereien:

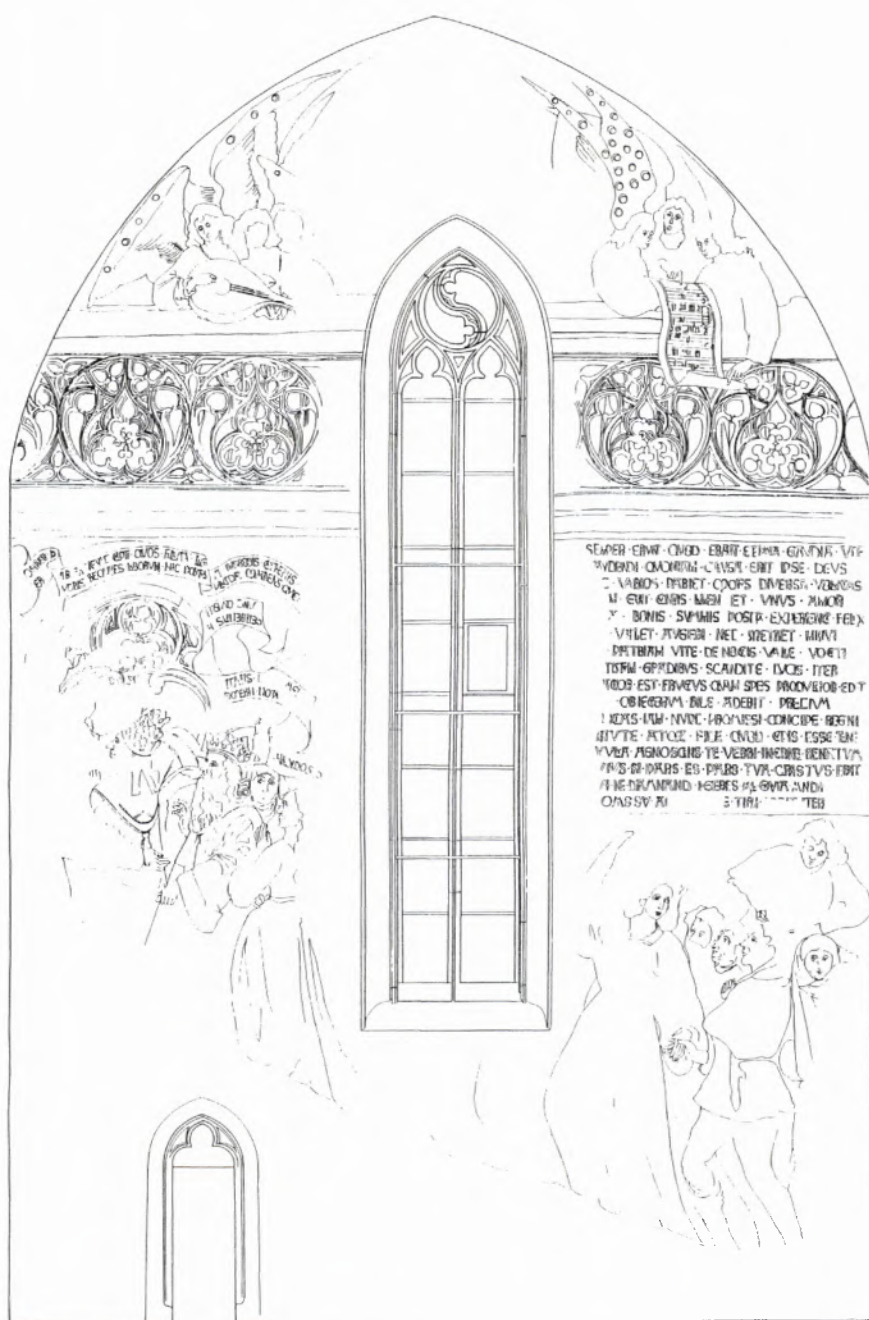
Über einem Kalkputz mit feinteiligem, farblos bis grau gefärbtem Quarzsand mit abgerundeter Kornform liegt eine dünne, sehr feinteilige und dichte Kalktünche mit Zusätzen von farblosen Quarzkörnchen und Spuren von sehr feinem Rotpigment. Der Kalktünche sind geringe Mengen an proteinhaltigem Bindemittel beige-mengt. Die eigentlichen Farbschichten sind mit zum Teil recht großteiligen Mineralpigmenten ausgeführt. Nachgewiesen wurde Azurit, Malachit, Blei-Zinn-Gelb, Zinnober, Mennige und Eisenoxid-Rot. Die Pigmente sind mit proteinhaltigem Bindemittel, Kasein oder Kaseintempera gebunden. Nur bei Azurit wurde sehr wenig Leim nachgewiesen. (Bei den blauen Farbflächen scheint das recht grobe Pigment in den weichen Grund

eingedrückt.) Ob die Pigmente proteinhaltige Bindemittel aufweisen oder ob es sich dabei um die in die Malschicht gewanderte Fixierung handelt, konnte bisher noch nicht geklärt werden.“

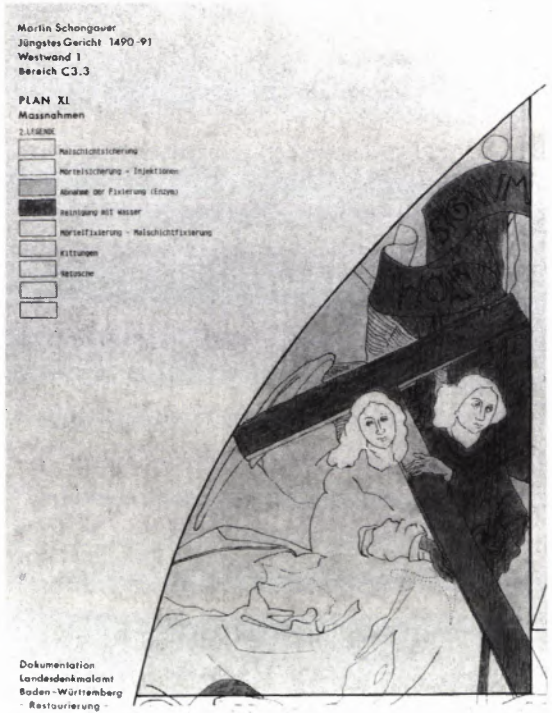
Die darüberliegenden Schichten konnten wie folgt identifiziert werden:

„Zu unterscheiden sind zwei verschiedene Übermalungsphasen: eine reinweiße, unpigmentierte, im Anschliff körnig wirkende Kalktünche und eine dünne, lasurartige Malerei. Die lasurartige Übermalung zeichnet sich durch besonders feinteilige Pigmentierung (Chromoxid-Grün, Bleigelb) und einen schwerlöslichen transparenten Bindemittelfilm, Kasein, mit hellgrünger UV-Fluoreszenz aus. Vermutlich steht diese zum Teil spannungsreiche Übermalung im direkten Zusammenhang mit der Kaseinfixierung.

Zu beobachten sind zwei verschiedene Bindemittelsysteme: eine unterschiedlich dick aufgetragene, wohl



11 DOKUMENTATIONSPLAN der Südwand.



13 DOKUMENTATIONSPLAN eines Bereiches (Ausschnitt aus Abb. 12) mit Eintragungen der verschiedenen Behandlungsmethoden während der Restaurierung 1990/91.

stark verbräunte Bindemittelschicht und eine farblos transparente, sehr spannungsreiche Schicht.“

A. Die gelbbraune, wohl unpigmentierte, aber körnig wirkende Bindemittelschicht zeichnet sich durch eine intensive hellorangelgelbe UV-Fluoreszenz aus. Sie ist praktisch unlöslich in polaren und unpolaren Lösungsmitteln und in Wasser, läßt sich von verdünntem Ammoniak teilweise anquellen. Eine sehr spontane Verseifungsreaktion ist mit Wasserstoffperoxid zu beobachten. Das Bindemittel läßt sich in seinen Eigenschaften gut mit Schellack oder schellackhaltigen Bindemittelsystemen vergleichen. Eine exakte Identifizierung der Substanz mit Hilfe von chromatographischen oder spektroskopischen Untersuchungsmethoden steht noch aus, sie ist jedoch aufgrund der Schwerlöslichkeit der Substanz in Frage gestellt. Bei der Probe handelt es sich



12 DOKUMENTATIONSPLAN der Westwand mit Bereichseinteilung (1990).



14 WESTWAND, RECHTER ENGEL aus der linken Figurengruppe neben dem Fenster. Zustand 1991 nach Abnahme der Fixierung und Übermalung von 1931. Die hellen Malschichtausbrüche sind bei der Freilegung von 1931 entstanden.

um einen Überzug, der nur an den Figuren neben der Maria zu finden ist. Versuche zur Löslichkeit bzw. zur Abnahme der gelbbraunen Bindemittelschicht wurden mit Hilfe verschiedener Lösungsmittelsysteme (polare und unpolare Lösungsmittel, Wasser, verdünnter Ammoniak und Wasserstoffperoxid bzw. Wasserstoffperoxid-Ammoniak-Gemische) durchgeführt. Die besten Ergebnisse sind mit Hilfe des sehr reaktiven, sehr gezielt und damit recht kontrolliert einsetzbaren Verseifungsreagens Wasserstoffperoxid-Ammoniak zu erreichen.

B. Der farblos transparente, sehr spannungsreiche, sich aufrollende Bindemittelfilm läßt sich eindeutig als Kasein, wohl aufgeschlossen als Kalkkasein, identifizieren. Das Bindemittel ist in allen organischen Lösungsmitteln unlöslich, es quillt relativ rasch mit Wasser an, löst sich jedoch nicht. Es wurde beobachtet, daß der Film nach dem Auftrocknen seine ursprüngliche Spannung nahezu unverändert zurückgewinnt. Versuche zur Abnahme bzw. zur Reduzierung der Kaseinfixierung wurden mit Hilfe von Enzymlösungen, mit carbonat- bzw. hydrogencarbonathaltigen Lösungen und mit verdünntem Ammoniak durchgeführt. Es bestätigte sich mit allen Testgemischen die gute Anquellbarkeit des Films, eine deutliche Ablösung wurde innerhalb einer für die Malschichten akzeptablen Einwirkzeit nicht beobachtet. Am ehesten scheint eine Enzymlösung (Protease, pH-Wert 7,5) angedickt mit Celluloseethern, einsetzbar, es ist jedoch mit Einwirkzeiten von 1 bis 2 Stunden zu rechnen.

Das Ergebnis zum maltechnischen Aufbau besagt, daß es sich bei den Malereien von Schongauer um einen zweischichtigen Aufbau handelt. Als Trägerschicht

dient der in unterschiedlicher Schichtdicke aufgetragene Mörtel, darüber liegt durchgängig eine helle Grundierschicht, die als Malgrund diente. Eine abschließende Beurteilung des maltechnischen Aufbaus und zur Maltechnik Schongauers kann erst gegeben werden, wenn die Übermalungsschichten abgenommen sind.

Die im Labor ermittelten Löseversuche zur Abnahme der spannungsreichen Fixier- und Übermalungsschicht wurden am Objekt durch kleinere Versuche auf ihre Durchführung und Wirkung überprüft. Versuche und Testreihen konzentrierten sich aufgrund der Analyseergebnisse des weiteren auf eine Behandlung mit Enzymlösungen unterschiedlicher Zusammensetzung. Zur Anwendung kamen Proteasen in Lösungen mit unterschiedlichen pH-Werten zwischen 6,5 und 8, eingedickt in Arbocel, einer Feinstzellulose. Eine Lösung enthielt 40 mg Protease auf 1000 ml und wurde mit einem Phosphatpuffer auf den pH-Wert 7,5 eingestellt. Andere Lösungen enthielten 1 Gramm Protease auf 1000 ml demineralisiertem Wasser, Gelatine als Schutzkolloid und als Netzmittel Triton 100; sie wurden ebenfalls in Feinstzellulose eingedickt. Auf die Zugabe von Netzmittel und Gelatine wird inzwischen verzichtet.

Neben dieser Versuchsreihe wurde die Einwirkzeit der Enzymlösungen über einen längeren Zeitraum an Originalsplintern mit Grundier- und Malschicht getestet, indem diese mehrfach in die verwendete Lösung gelegt wurden. Auch nach mehreren Wochen und ständiger Kontrolle unter dem Mikroskop zeigten sich keinerlei Auflösungserscheinungen der Originalschichten. Nach Abschluß dieser Versuche und in Abstimmung mit den Naturwissenschaftlern entschloß man sich zur weiteren Behandlung am Objekt.

15 WESTWAND, LINKER ENGEL aus der linken Figurengruppe neben dem Fenster. Zustand 1991 nach Abnahme der Fixierung und Übermalung von 1931. Die helleren Malschichtausbrüche sind 1931 entstanden.





16–20 WESTWAND, Ausschnitt aus der Gruppe der Auferstehenden links neben dem Eingangsportal.

16 ZUSTAND VOR DER BEHANDLUNG (dunkler Teil)

17 AUFGELEGTE KOMPRESSE mit Japanpapier, Arbocel und Hostaphanfolie.

18 ABNAHME DER KOMPRESSE nach ca. 2 Stunden.

19 UNTER BEOBACHTUNG mit der Stirnlupe wird die angequollene Fixierung und Übermalung von 1931 mit Wattestäbchen abgenommen. Der Arbeitsaufwand für den gezeigten Ausschnitt von ca. 20 × 30 cm beträgt ca. 8 Stunden.

20 ZUSTAND NACH DER BEHANDLUNG. Die hellen Ausbrüche sind mechanische Beschädigungen der Freilegung von 1885, die bei der Restaurierung von 1931 durch Übermalungen abgedeckt wurden.

Zu den Maßnahmen

Die durch die unsachgemäßen Freilegungen 1885 und 1931 entstandenen Schäden und Fehlstellen in der Malschicht sind nicht zu beheben. Was damals an originaler Malschicht zerstört wurde, ist heute unwiederbringlich verloren.

Folgende Arbeitsschritte werden durchgeführt:

- Sicherung der originalen Malschicht zum Untergrund
- Abnahme der Oberflächenverschmutzung
- Abnahme der kaseingebundenen Schichten, dieser Arbeitsschritt beträgt ca. zwei Drittel des Gesamtaufwandes
- Partielle Abnahme von verbliebenen Tüncheschichten
- Sicherung der malereitragenden Mörtelschicht zum Untergrund durch Injektionen
- Entfernen aller späteren Mörtelergänzungen, soweit diese den Bestand gefährden (Gips, zementhaltige Mörtel)
- Partielles Entsalzen mit Kompressen
- Schließen der Fehlstellen in der Mörtelschicht
- Retusche im Fehlstellenbereich, soweit dies zur Beruhigung stark störender Stellen notwendig wird
- Begleitende Dokumentation während der Maßnahmen, schriftlich, zeichnerisch und photographisch
- Schlußdokumentation.

Im September 1990 begann die Einrichtung einer Werkstatt in der Kirche. Ein Gerüstturm mit entsprechenden Vorrichtungen wurde erstellt, um ein ungehindertes Arbeiten zu ermöglichen. Am Objekt arbeitete ein Restauratorenteam freischaffender Restauratoren, ausgebildet im Fachbereich Wandmalerei. Ein Platz steht für Studierende des Fachbereichs Wandmalerei zur Verfügung. Begleitet wird die Maßnahme von einer Kommission: ihr gehören Mitglieder der Kirchenbehörden, des Landesdenkmalamtes, Naturwissenschaftler und Restauratoren an.

Die Maßnahme begann mit einer detaillierten Bestandsbeschreibung und einer begleitenden Fotodokumentation. Zur Dokumentation der verschiedenen Zustände und durchgeführten Maßnahmen wurde ein Bereichsplan angelegt, auf dem mit verschiedenen Legenden die Eintragungen erfolgten. In Berichtsblättern und Arbeitsprotokollen wird der gesamte Ablauf nachvollziehbar festgehalten.

Ablauf der Maßnahmen zur Abnahme der Fixierung und Übermalungen

Die Durchführung der einzelnen Arbeitsschritte ist sehr aufwendig. Damit die angeteigten Lösungen an den senkrechten Wandflächen haften bleiben, wird etwas Zelluloseleim beigegeben. Der Auftrag erfolgt durch Auflegen von einer Schicht Japanpapier über der Malerei, auf der die Paste ca. 1,5 cm dick aufgestrichen wird. Darüber wird eine Hostaphanfolie gelegt, um ein zu schnelles Austrocknen zu verhindern. Die zu behandelnden Stellen werden mit einer Lampe auf ca. 35 bis 40° erwärmt, die Einwirkzeit der Packung beträgt je nach Schichtdicke der Fixierung oder Übermalung ca. 2 Stunden. Nach Abnahme der Enzympackung zeigen sich optisch keine Auflösungserscheinungen an der Fixier- oder Übermalungsschicht. Die Schichten gehen lediglich in eine gallertartige Lösung über, die sich mit demineralisiertem Wasser und Wattestäbchen abrollen

läßt. Die Malschicht selbst bleibt fest. Ein Aufweichen oder Anlösen der Malschicht konnte selbst bei Versuchen, die Lösung bis zu 12 Stunden auf der Malerei zu belassen, nicht festgestellt werden. Um eine genaue Beobachtung bei der Abnahme zu gewährleisten, werden alle Arbeitsschritte unter Zuhilfenahme von Lupen durchgeführt. Nach einer kurzen Trocknungszeit werden die zuvor bearbeiteten Stellen mit Siedegrenzbenzin nachbehandelt, um sicherzugehen, daß keine Nachreaktionen durch die Enzymbehandlung erfolgen.

Nach 12 Monaten Arbeit am Objekt ist ein Zwischenzustand erreicht, der uns das gesamte Ausmaß vorangegangener Eingriffe drastisch vor Augen führt. Ein Belassen der spannungsreichen Fixier- und Übermalungsschichten auf dem noch verbliebenen Malereibestand hätte zur Folge, daß mit der Zeit der Schadensumfang zunimmt und eine Substanzsicherung erheblich erschwert oder gar unmöglich macht.

Die lange Vorbereitungszeit war notwendig, um zu überprüfen, ob sich nicht andere Lösungen anbieten, bei denen auf eine Abnahme der Übermalung hätte verzichtet werden können. Vertretbare Lösungen konnten nicht gefunden werden. Selbst ein nochmaliges Fixieren z. B. mit Harzlösungen wurde in Betracht gezogen. Von Anfang an war zu erwarten, daß mit der Abnahme der Übermalungen ein rudimentärer Zustand geschaffen wird.

Ein Schongauer im übermalten Zustand hat lange Zeit zu Täuschungen geführt, erst jetzt wird die eigentliche Qualität dieser Malerei, wenn auch stark durch die vorangegangenen Freilegungen von 1885 und 1931 reduziert, sichtbar. Insgesamt zeigt sich eine in kräftigen Farben angelegte Malerei vor einem hellen Hintergrund. Nur in einzelnen Zonen war dieser mit Azurit abgedeckt, von dem sich in den Vertiefungen noch Reste erhalten haben. Für das Inkarnat hat Schongauer ebenfalls den Grundton stehenlassen. Einzelne Figuren sind mit einer Kohlezeichnung vorskizziert. Mit einer roten Zeichnung erfolgte die Formgebung, mit gelben und braunen Lasuren die Modellierung. Haare und Bärte der verschiedenen Figuren sind in gelben, braunen und grauen Grundtönen angelegt und durch weiße und gelbe Lichter gehöhlt. Der Nimbus von Christus hatte ehemals eine Metallaufgabe. Die Gewänder einzelner Figuren haben einen kräftigen Grundton, z. B. Malachit beim Johannes, darauf folgte eine schwarze Zeichnung des Faltenwurfs. Geringe Reste einer dunklen Lasur deuten auf eine ehemals ausgeführte Modellierung hin. Insgesamt ist die Malerei zwar auf Fernsicht angelegt, bei der Ausformung und Modellierung übernahm Schongauer, wenn auch in einem anderen Maßstab, Details, wie wir sie von seinen Zeichnungen und Tafelbildern her kennen.

Die Malerei liegt auf unterschiedlichen Trägermaterialien. Im unteren Teil bis zu ca. 4 Meter Höhe deckt die malereitragende Schlemme den behauenen Werkstein ab. Die obere Zone ist mit einem unterschiedlich dicken Mörtel überzogen, in dem sich die ehemaligen Gerüstlagen abzeichnen. Darüber folgen zwei Kalkschlemmen, teilweise mit Zuschlägen von feinteiligem Quarzsand, sie bilden mitunter eine dünne Mörtelschicht. Aufgrund der bisherigen Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß vor der Bemalung der Wandflächen bereits eine in Gelb ausgeführte Wandgliederung bestanden hat. Eine Quaderbemalung umrahmt z. B.

das Fenster der Südwand. Der von Schongauer benutzte Malgrund – die helle Schlemme – reichte für eine freskale Bemalung im klassischen Sinne nicht aus. Obwohl die Vorzeichnung und stehengelassene Kontur in der Schlemme zum Teil noch freskal abgebunden hat, handelt es sich technologisch um eine Kalkmalerei.

Nach Abschluß der konservierenden Maßnahmen an der Westwand erfolgte im Juli 1991 die Einrüstung der Südwand. Über eine Behandlung der Fehlstellen ist noch nichts entschieden. Erst in der Gesamtschau mit den noch nicht behandelten Wandflächen an der Nordwand wird sich zeigen, in welchem Umfang und ob überhaupt eine Retusche oder Beruhigung der Fehlstellen notwendig wird. Die auf drei Jahre kalkulierten Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten werden bis Ende 1993 beendet sein. Zur Abnahme der 1931 und 1951 aufgetragenen Fixierungen und Übermalungen ist ein Aufwand von ca. 10 000 Stunden notwendig. Dies sind zwei Drittel der auf 15 000 Stunden veranschlagten Gesamtmaßnahme.

Archivalien:

Stadtarchiv Freiburg i. Br., Archivalien zu den Wandmalereien Martin Schongauers im Breisacher Münster:
1607 Juni 8 (L 1 Breisach 2141),
1766 April 3 (L 1 Breisach 2146),
1887 Oktober 6 (Franz Baer: Über die freigelegten Wandmalereien, L 1 Breisach 2152 fol. 206–208),
1889 Februar 4 (Gutachten des badischen Oberbaudirektors Durms über die Breisacher Wandmalereien, ohne Signatur).
Akten Erzbischöfliches Bauamt Freiburg i. Br., Archiv: Gebrüder Metzger, Bericht über den Befund der alten Wandmalereien im spätgotischen Teil des Langhauses, Überlingen, 12. 6. 1931, Nachlaß Ginter I, Nr. 113
Schongauer-Fresken im Münster zu Breisach, Bericht von Baurat Bosch, 8. 10. 1943, ohne Signatur
Hermann Velte, Bericht zur Wiederherstellung der Schongauer-Fresken im Münster zu Breisach, 23. 7. 1948, ohne Signatur
Margarete Eschenbach, Wandmalerei im Münster zu Breisach,

Westwand, „Das Weltgericht“. Befund vor der Konservierung, 5. 10. 1951, ohne Signatur
Margarete Eschenbach, Arbeitsbericht, 8. 11. 1951
Josef Schmuderer, Sondergutachten zu den Schongauer-Wandmalereien im Münster zu Breisach, München, 20. Juli 1952, ohne Signatur

Untersuchungsberichte:

- 1 Hermann Kühn, Stuttgart, 2. 11. 1989
- 2 Elisabeth Jägers, Köln, 24. 2. 1990

Literatur:

Karl Gutmann, Martin Schongauer und die Fresken im Münster zu Breisach. In: Repertorium für Kunstwissenschaft 43, 1922, S. 62–80
Josef Sauer, Der Freskenzyklus des Breisacher Münsters. In: Oberrheinische Kunst, V. Jg., 1932, S. 185–192
Josef Sauer, Der Freskenzyklus im Münster zu Breisach, Freiburg i. Br. 1943
Hans Vollmer (Hg.), Martin Schongauer. In: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, Bd. 30, Leipzig 1936, S. 249
Julius Baum, Martin Schongauer, Wien 1948
Hermann Ginter, Das Münster zu Breisach. In: Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 2. Jg., 1959, Heft 2, S. 44–48
Helga Ullmann, Martin Schongauer. Maler und Graphiker einer neuen Zeit. In: Berühmte Leipziger Studenten, Leipzig, Jena, Berlin 1984
Martin Schongauer. Die Restaurierung des Jüngsten Gerichtes in Breisach. Aspekte zu Leben, Werk und Zeit. Katalog der Ausstellung Kunstkreis Radbrunnen Breisach, Breisach 1991
Le beau Martin. Gravures et Dessins de Martin Schongauer. Katalog der Ausstellung im Musée d'Unterlinden Colmar, Straßburg 1991 (mit ausführlicher Bibliographie)

Helmut F. Reichwald

*LDA Bau- und Kunstdenkmalpflege
Fachbereich Restaurierung
Mörkestraße 12
7000 Stuttgart 1*

1 GRABUNGEN bei Bad Friedrichshall-Jagstfeld. Palisade mit Toranlage der mittleren Jungsteinzeit.



Jörg Biel:

Siedlungen der Jungsteinzeit und Bronzezeit in Bad Friedrichshall, Landkreis Heilbronn

Im Rahmen des Sonderprogrammes „Wohnungsschwerpunkte des Landes Baden-Württemberg“ wurden 1990 etwa 40 großflächige Bebauungspläne aufgelegt, die, mit termingebundenen Fördermitteln ausgestattet, die allgemeine Wohnungsnot lindern sollen. Bei dieser Inanspruchnahme großflächiger neuer Siedlungsgebiete war die archäologische Denkmalpflege massiv betroffen, da aus naheliegenden Gründen die naturräumlichen Gegebenheiten in allen Zeiten für die Anlage von Siedlungen wichtig sind. Heute spielt zwar die Nähe zu vorhandenen Wasservorkommen, zu Holzreserven, zu landwirtschaftlich nutzbaren Böden oder natürlichen Rohstoffvorkommen bei der Anlage von Neubebauungen keine Rolle mehr, dagegen sind die Verfügbarkeit des Baulandes, Anbindung an bestehende Versorgungs- und Siedlungsstrukturen oder rein politische Entscheidungen kleinräumig für die Anlage von neuen Siedlungen maßgebend. Großflächig betrachtet decken sich jedoch die Siedlungskonzentrationen der vor- und frühgeschichtlichen Zeit mit den heutigen, da diese auf denselben Grundlagen entstanden sind. Die aus verkehrsgeographischen oder geologischen bzw. bodenkundlichen und klimatischen Gründen bestehen-

den Siedlungsschwerpunkte sind zu allen Zeiten dieselben. Dies führt zu denkmalpflegerischen Konfliktsituationen, da in heutigen bauaktiven Bereichen auch die wichtigsten vor- und frühgeschichtlichen Siedelgebiete liegen, während Randbereiche wie der Schwarzwald, der Schwäbische Wald oder die Hohenloher Ebene aus denselben Gründen weniger Probleme aufwerfen.

So gehört das Mittlere Neckarland heute wie in der Vorzeit zu den am dichtesten besiedelten Gebieten. Die ersten Bauernkulturen der Jungsteinzeit haben seit dem 6. Jahrtausend vor Christus hier ihre Siedlungen in großer Zahl errichtet, und bis heute ist diese Region der Siedlungsschwerpunkt Südwestdeutschlands geblieben, vergleichbar höchstens mit dem Neckarmündungsgebiet zwischen Heidelberg und Mannheim.

Da sich die heutige Überbauung mit der römischen und vor allem mittelalterlichen weitgehend deckt, sind hier ungestörte größere archäologische Fundflächen kaum mehr anzutreffen, während, wenigstens kleinräumig betrachtet, die vorgeschichtlichen Siedlungen noch außerhalb der heutigen Konzentrationen liegen. Mit neuen archäologischen Fragestellungen, die sich mehr der ge-

samtheitlichen Rekonstruktion von Geschichtsabläufen als speziellen Fragen der zeitlichen Abfolge von Fundtypen, Grabformen oder Baubefunden zuwenden, wird die Erfassung möglichst großflächiger und damit möglichst kompletter Fundareale immer wichtiger. Nur eine vollständig ergrabene Siedlung erlaubt eine schlüssige Interpretation ihrer Individualgeschichte, ihrer Dauer, der Zahl ihrer Bewohner, ihrer wechselnden Bedeutung, ihres Verhältnisses zur Umwelt und ihres oft damit bedingten Endes.

So sind großflächige, durch heutige Baumaßnahmen bedingte Erdbewegungsarbeiten einerseits Zerstörer ganzer Fundgebiete, andererseits geben sie die Möglichkeit, großflächige Areale archäologisch zu untersuchen, falls dies personell und finanziell machbar ist. Eine Konzentration auf wirklich wichtige Fundstellen ist dabei Voraussetzung, die allerdings nur durch intensive Prospektion mit allen heute zur Verfügung stehenden Methoden und auch einer gewissen Erfahrung positiv erreicht werden kann.

Die Grabungen bei Bad Friedrichshall

Im Januar 1990 benachrichtigte die Stadt Bad Friedrichshall das Landesdenkmalamt von der Absicht, im Rahmen des genannten Sonderprogrammes in Flur „Plattenwald“ ein neues, etwa 30 Hektar umfassendes Wohngebiet zu errichten. Durch Grabungen des letzten Jahrhunderts, Fundaufsammlungen ehrenamtlicher Mitarbeiter und verschiedene Ausgrabungen in neuerer Zeit war dieses Areal als archäologisch außerordentlich interessant bekannt. Schon der Forscher Wilhelm Ganzhorn hatte hier im vorigen Jahrhundert einen großen, heute völlig eingeebneten Grabhügel der späten Bronzezeit untersucht, durch Aufsammlungen G. Scholls waren jungsteinzeitliche Siedlungsreste in fast dem gesamten Areal belegt, eine kleine Grabung der ehrenamtlichen Beauftragten L. Hantsch und H. Rie-xinger ergab ein Turmfundament, das wohl in römische Zeit gehörte, und schließlich konnte bei einer Grabung des Landesdenkmalamtes 1974 der Rest eines großen Grabhügels der Urnenfelderzeit aufgedeckt werden.

Um eine schlüssige Stellungnahme zu dem geplanten

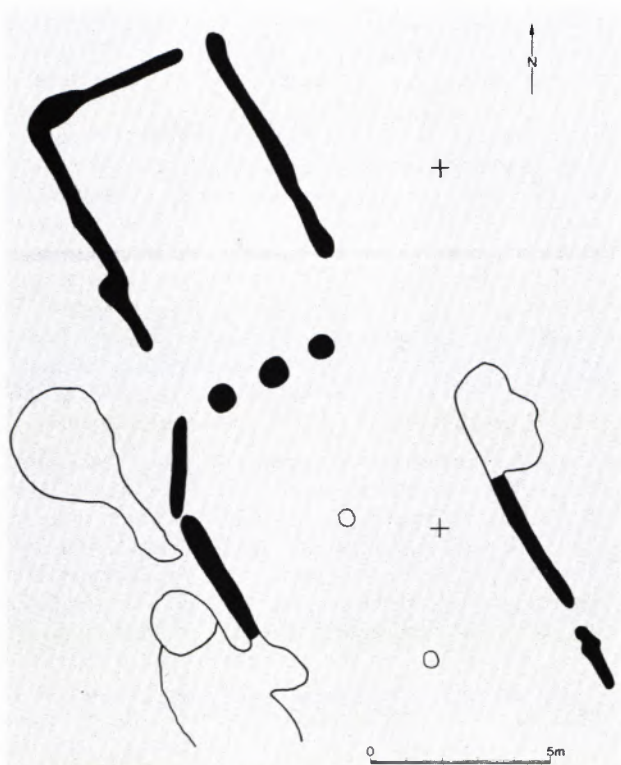
Baugebiet abgeben zu können – das heißt, über Durchführung einer Ausgrabung, ihre Dauer und ihren Finanzbedarf konkrete Aussagen machen zu können –, waren gezielte Erkundungen notwendig. Da die Luftbildarchäologie hier aus bodenkundlichen Gründen keine Ergebnisse erbrachte, wurde das Gelände durch systematische Begehungen und Funderfassungen erforscht und anschließend durch gezielt angelegte Baggerschnitte erschlossen. Hierbei wurden die großflächigen Reste einer Siedlung der mittleren Jungsteinzeit, die durch Palisaden eingefast war, erkannt. Schon in den schmalen Suchschnitten war die vorzügliche Erhaltung der Hausgrundrisse sowie eine Mehrperiodizität dieser Dorfanlage des 5. Jahrtausends v. Chr. zu erkennen. Sie nahm eine Fläche von etwa 8 Hektar ein.

Da der Beginn der Erschließungsarbeiten auf das Frühjahr 1991 zwingend terminiert war, andererseits landwirtschaftliche Belange berücksichtigt werden mußten, war die Untersuchung dieser großen Fläche nur zwischen August 1990 und dem Mai des folgenden Jahres möglich, wobei in der Zeitkalkulation eine längere Winterpause nicht vorgesehen war. Die Grabung konnte nur durch die Zurverfügungstellung von Sondermitteln, die Bewilligung einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme durch das Arbeitsamt Heilbronn, die bewährte Mitarbeit der Arbeitsloseninitiative Heilbronn e.V. sowie die tatkräftige Unterstützung der Stadt Bad Friedrichshall durchgeführt und zu einem termingerechten Abschluß gebracht werden. Die örtliche Grabungsleiterin hatte daran wesentlichen Anteil. Beim ersten Spatenstich am 24. Juni 1991 war die Ausgrabungsfläche wieder vollständig eingeebnet. In der genannten Zeit wurde ein Gelände von knapp acht Hektar flächig untersucht (Abb. 2).

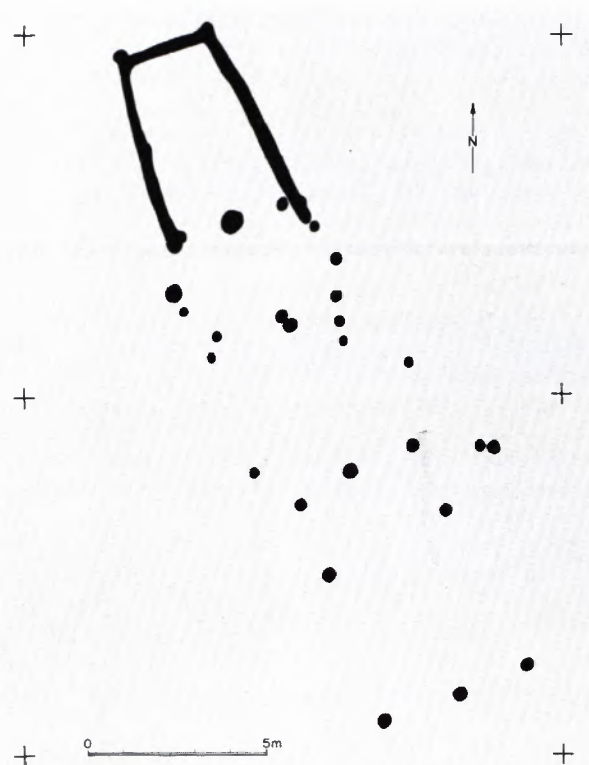
Die ältesten Siedlungsspuren stammen von der Bandkeramischen Kultur, von den ersten Bauern, die Mitteleuropa besiedelt haben. Sie brachten als wichtigste Neuerung u.a. die Seßhaftigkeit, d.h. den Hausbau, verschiedene Getreidesorten und Haustierarten, die Töpferei und den Steinschliff mit. Im Grabungsareal konnten die Grundrisse von mindestens 10 Häusern dieser Kultur erfaßt werden. Es sind Bauten von bis zu 30 Meter



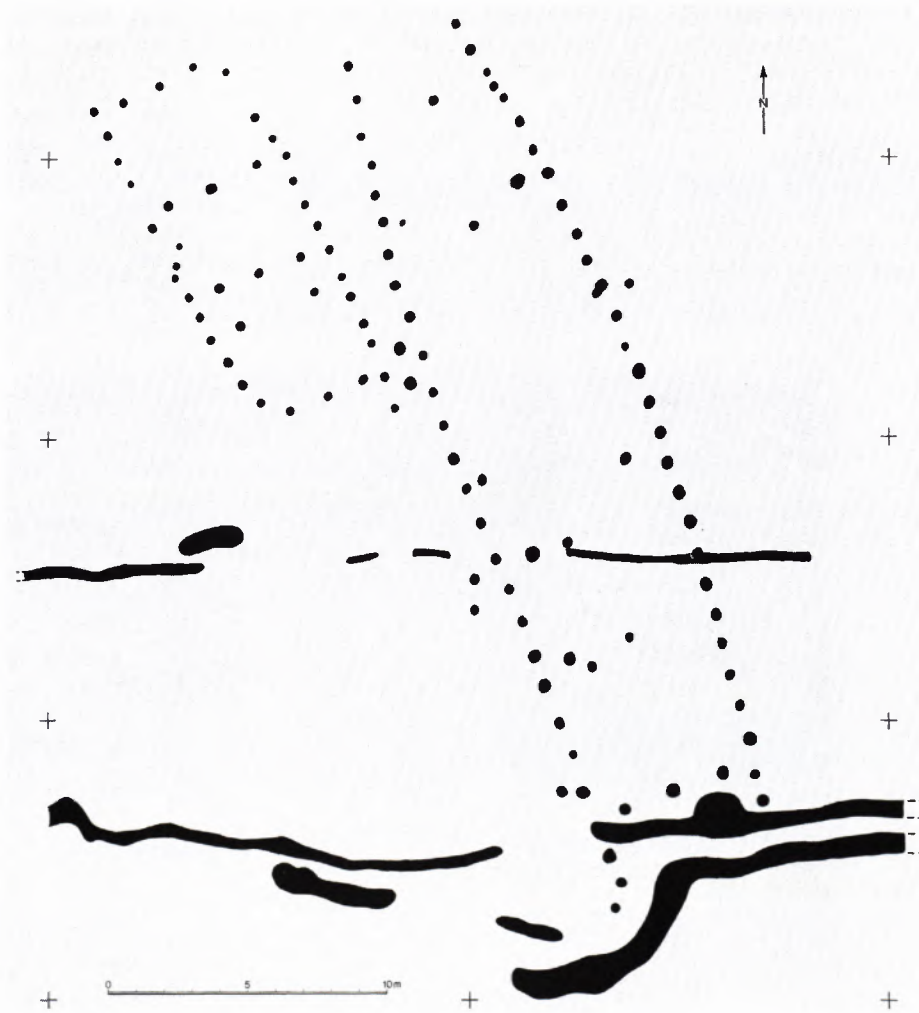
2 BLICK auf das Ausgrabungsgelände.



3 GRUNDRISS eines bandkeramischen Hauses, Südteil fehlt. Seitlich sind die Materialgruben zu erkennen.



4 GRUNDRISS eines mittelneolithischen Hauses mit trapezförmig gebildetem Nordteil.



5 SÜDBEREICH der Grabung mit Grundrissen von zwei mittelneolithischen Häusern, einer inneren, älteren Palisade sowie der äußeren Palisade und der Toranlage.

Länge, deren Grundrisse sich an den Spuren der Holzpfohlen und eingetieften Wandgräbchen zu erkennen geben (Abb.3). Die Häuser gehören in den älteren Abschnitt dieser Kultur, zum sogenannten Flomborner Typ. Charakteristisch für diese Grundrisse ist der verbreiterte, ausgestellte Mittelteil. Zahlreiche Lehmgruben, aus denen das Material zum Bau der Hauswände entnommen wurde, sind mit Siedlungsschutt gefüllt und enthalten zahlreiche Funde, besonders ein für diese Kultur charakteristisches Scherbenmaterial. Die Töpfe waren mit Linien und Einstichen verziert – diese Muster haben der Kultur ihren Namen gegeben. Ihre Fundstellen sind im fruchtbaren, lößbedeckten Neckarland sehr häufig, doch sind die Siedlungen meist stark aberodiert und durch landwirtschaftliche Nutzung teilweise gestört, so daß die neu ergrabenen Hausgrundrisse eine wesentliche Ergänzung unserer Kenntnisse bedeuten.

In Südwestdeutschland bisher einmalig ist dagegen die recht gut erhaltene Siedlung der mittleren Jungsteinzeit, die während einiger Jahrhunderte hier lag und Funde der Hinkelsteinkultur, der Großgartacher sowie Rössener Kultur ergeben hat. Sie datiert zwischen 4500 und 4000 v. Chr.

Die Häuser dieser Siedlung wurden immer wieder erneuert und lassen eine deutliche Entwicklung erkennen, die jedoch erst nach der Gesamtbearbeitung der Grabungsergebnisse zeitlich geordnet werden kann. Als typisches Beispiel dient ein über 30 Meter langes Haus mit leicht ausgewölbten Seitenwänden, dessen Dach durch Pfostenquerriegel getragen wird (Abb.5). Ein weiterer Haustyp (Abb.4) ist trapezförmig, der nördliche Hausteil wird von einem Wandgräbchen gebildet. Auch hier wird das Dach von Pfostenquerriegeln und Firstpfosten getragen. Von dieser Siedlung sind über 30 Häuser wenigstens teilweise im Grundriß erhalten. In einem jüngeren Abschnitt wurde dieses Dorf durch eine doppelte Palisade aus Holzpfohlen eingefast, die in ein Gräbchen gestellt worden waren, das die Siedlung als dunkles Band umgibt. Im Abstand von etwa 12 Meter folgt auf der Innenseite eine wesentlich schwächere Palisade, die zudem im Südwesten des Dorfes noch ein kleines Areal von 120 x 60 Meter abtrennt.

Im Süden, Osten und Norden, vielleicht auch im Westen besitzt die Palisade ein Tor. Besonders interessant ist das auf der Südseite zu einem Bachlauf ausgerichtete (Abb.1 u. 5). Die innere Palisade weist eine Lücke auf, die äußere biegt bogenförmig aus und besitzt einen Durchlaß, der durch eine kurze Pfahlwand gesichert ist. Vergleichsbefunde zu einer solchen Torkonstruktion sind mir nicht bekannt, sie ähneln bastionsartigen Torverschlüssen an den jüngeren Erdwerken der Michelsberger Kultur, die schon mit mittelmeeischen Bauformen in Verbindung gebracht wurden. Die befestigte Siedlung der mittleren Jungsteinzeit in Bad Friedrichshall stellt eine wesentliche Bereicherung der Kenntnisse über Hausbau und der Siedlungsforschung dar, ihre wissenschaftliche Auswertung wird zahlreiche neue Ergebnisse bringen und kann zu wichtigen Fragen der vorgeschichtlichen Siedlungsentwicklung Auskunft geben.

Eine weitere Siedlung wurde im Grabungsareal am Ende der Bronzezeit – in der sogenannten Urnenfelderzeit (um 1000 v. Chr.) – angelegt. In sehr lockerer Überbauung streuen einfache Pfostenhäuser über das Gelän-



6 FEUERSTELLE aus der Urnenfelderzeit.

de. Typisch ist der Grundriß eines 10 Meter langen und 6 Meter breiten Pfostenhauses mit doppelten Firstpfosten, das im Süden eine Vorhalle besitzt. Diese Grundrisse sind die ersten dieser Zeit aus dem Mittleren Neckarland. Sehr interessant sind auch 30 Feuerstellen, die meist parallel zueinander in Gruppen zu fünf aufgereiht angetroffen wurden (Abb.6). Sie können bis zu 3 Meter lang sein, sind mit verziegeltem Ton wannenförmig ausgekleidet und enthalten verkohlte Hölzer und stark durchgebrannte große Kieselsteine. Solche Anlagen sind aus demselben Zeitabschnitt aus Mittel- und Nordeuropa bekannt. Sie werden recht unterschiedlich interpretiert, etwa als Opferplatz, aber auch als Kochstellen. Ihre Funktion war auch durch unsere Grabung nicht zu erschließen; einige Hinweise sprechen für Salzgewinnung aus Sole – Bad Friedrichshall ist bekannt für seinen Salzbergbau –, doch fehlen hierfür wichtige Indizien wie Briquetagen oder Ähnliches. Vielleicht wird sich diese Frage durch chemische Bodenanalysen klären lassen.

Eine weitere Neuentdeckung war ein bisher unbekannter Abschnitt des römischen Neckar- bzw. Odenwaldlimes mit zwei Wachtürmen, über den hier jedoch nicht berichtet werden soll.

Die Grabung im Baugebiet „Plattenwald“ ergab vollständige Siedlungspläne aus verschiedenen Zeitabschnitten, deren Auswertung uns in wichtigen Fragen weiterbringen wird, die nur durch solche großflächigen Untersuchungen angegangen werden können.

Dr. Jörg Biel
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1



Hartmann Reim: Archäologische Forschungen im Neckartal bei Rottenburg a. N., Kreis Tübingen

Die Ausgrabungen in den Neubaugebieten „Lindele-Ost“ und „Siebenlinden“

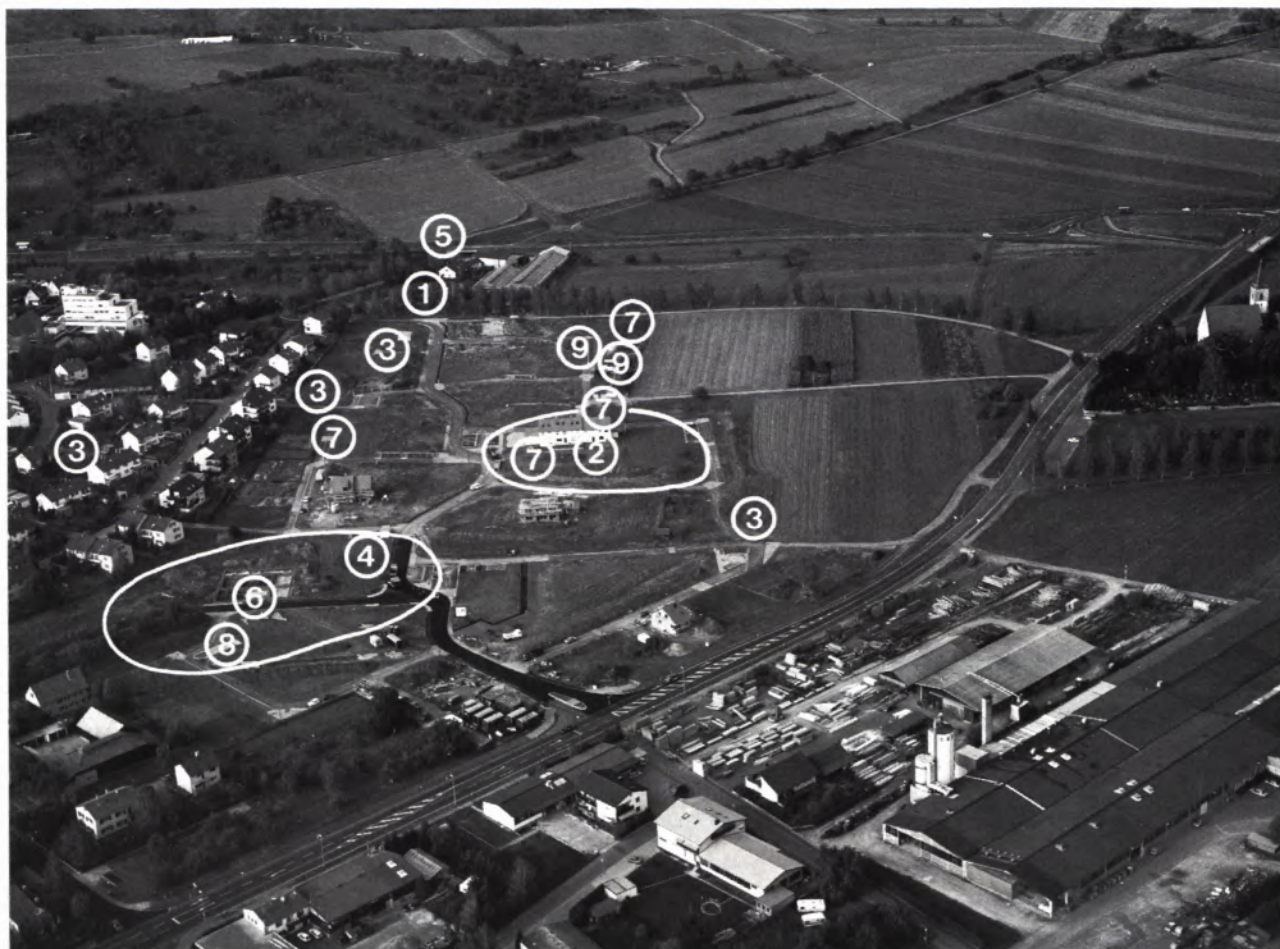
Bei Rottenburg weitet sich das von Westen herführende, enge und tief in die Muschelkalkfelsen eingeschnittene Neckartal unvermittelt und öffnet sich trichterförmig nach Nordosten in die „Tübinger Stufenrandbucht“. Dieser landschaftlich reizvolle Übergang vom oberen zum mittleren Neckarland ist in poetischer Übersteigerung im 19. Jahrhundert geradezu als „Porta Suevica“, Schwäbische Pforte, bezeichnet worden (Abb. 1). Der günstigen siedlungs- und verkehrsgeographischen Lage am Eingang zum mittleren Neckarraum und am Rande der fruchtbaren Lößflächen des Oberen Gäus ist es zu verdanken, daß der Raum um Rottenburg vielfältige archäologische Spuren aufzuweisen hat und zu einem Grabungs- und Forschungsschwerpunkt der Archäologischen Denkmalpflege an der Außenstelle Tübingen geworden ist (siehe hierzu auch Denkmalpflege in Baden-Württemberg 15, 1986, 152 ff.; 16, 1987, 173 ff.).

In den letzten Jahren haben archäologische Ausgrabungen und Funde an der Peripherie des Rottenburger Stadtgebietes – im Neubaugebiet „Lindele-Ost“ und im Industriegebiet „Siebenlinden“ – grundlegend neue Erkenntnisse zur vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung

der Tallandschaft um Rottenburg zutage gefördert und das bisherige Bild der frühen Besiedlung dieses Raumes in wesentlichen Punkten verändert. Die Ergebnisse dieser Grabungen sollen im folgenden Bericht zusammenfassend vorgestellt werden.

Die Grabungen im „Lindele“

Das Neubaugebiet „Lindele-Ost“ liegt am nordöstlichen Stadtrand, etwa 1 km vom Zentrum entfernt, an der Straße nach Wurmlingen, wenig südwestlich der Sülchenkirche. Mit den Erschließungsarbeiten wurde im Mai 1984 begonnen. Umfangreiche Siedlungsreste der mittelalterlichen Siedlung Sülchen im Nordostteil des Baugebietes und im Trassenbereich der Umgehungsstraße von Rottenburg, der „Osttangente“, erforderten mehrjährige Grabungen der Archäologie des Mittelalters an der Außenstelle Tübingen. Vor- und frühgeschichtliche Hinterlassenschaften waren aus dem Baugebiet nicht bekannt, doch führten Geländebegehungen und die archäologische Begleitung der Baumaßnahmen zur Entdeckung eines ausgedehnten keltischen Grabhügelfeldes, mit dessen Ausgrabung im April 1984 begonnen wurde. Die Kanalisationsarbeiten



2 ROTTENBURG, Neubaugebiet „Lindele-Ost“ von Süden. 1985 war die Erschließung abgeschlossen und mit der Bebauung begonnen worden. Die Nummern bezeichnen archäologische Fundstellen, die bei der Erschließung bzw. Bebauung zum Vorschein kamen und archäologisch untersucht oder dokumentiert wurden: 1 mittelpaläolithische Freilandstation; 2 Siedlung der ältesten Bandkeramik; 3 mittelneolithische Siedlungsreste; 4 frühbronzezeitliches Stelenfragment; 5 Siedlungsreste der Urnenfelderkultur; 6 hallstatt-/latènezeitliches Gräberfeld; 7 römische Siedlungsreste (Gutshof?); 8 römische Brandgräber; 9 alamannische Siedlungsreste.

lieferten jedoch auch Hinweise auf weitere vor- und frühgeschichtliche Fundstellen: So wurden überall dort, wo archäologische Befunde mit Sicherheit zu vermuten waren, vor Baubeginn systematische Grabungen vorgenommen; die Erdarbeiten in den anderen Baugrundstücken wurden überwacht, so daß Funde und Befunde geborgen und dokumentiert werden konnten. Hervorzuheben ist dabei die gute Zusammenarbeit mit den Baubehörden der Stadt Rottenburg, den beteiligten Baufirmen und nicht zuletzt mit den Grundstückseigentümern. Wesentlich gefördert wurden die Ausgrabungsarbeiten durch das Arbeitsamt Reutlingen im Rahmen von mehreren Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen.

Ein Blick auf die Luftaufnahmen des Baugebietes mit der Kartierung der wesentlichen Fundstellen – dank freundlichen Entgegenkommens können auch die vor- und frühgeschichtlichen Funde und Befunde der Grabungen im Bereich der mittelalterlichen Siedlung Südlichen mitberücksichtigt werden – zeigt, daß Siedlungshinterlassenschaften bzw. Gräber aus nahezu allen vor- und frühgeschichtlichen Perioden aufgedeckt und erforscht werden konnten (Abb. 2 und 3).

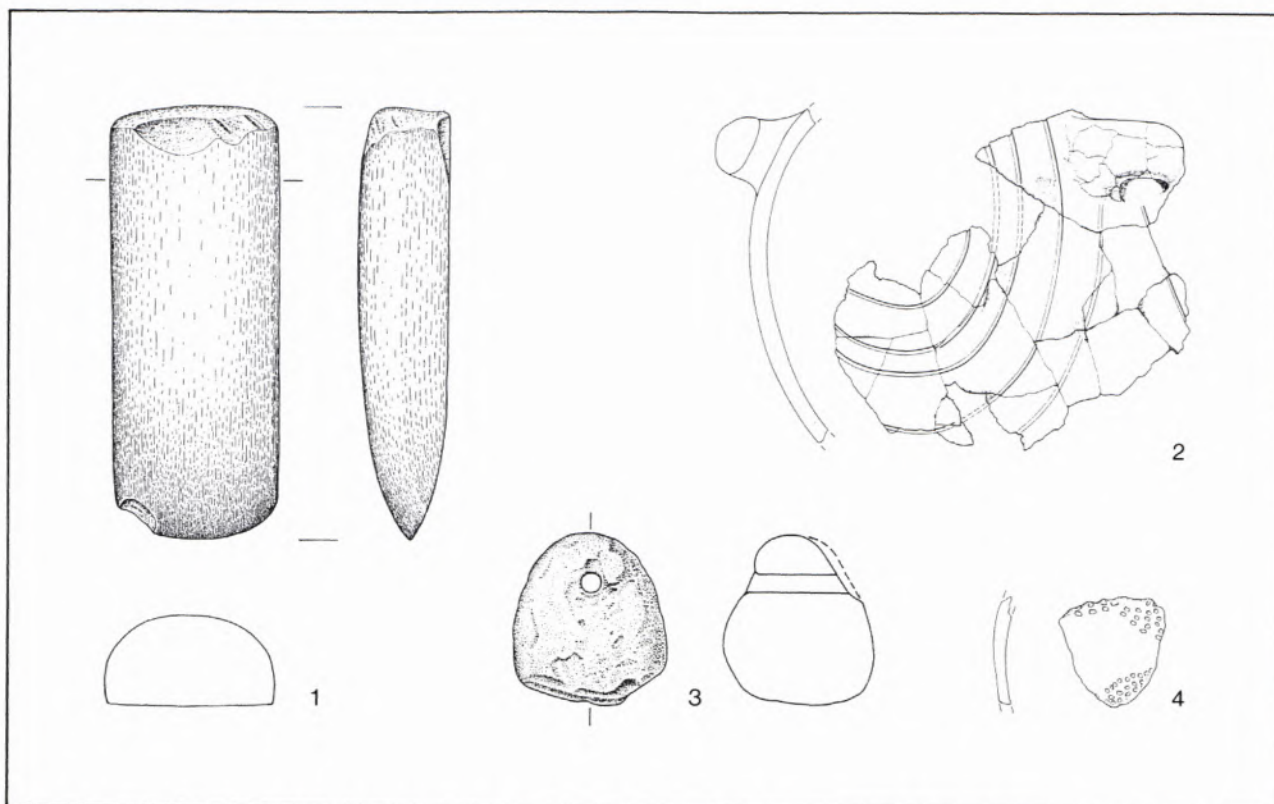
Die ältesten Funde des Baugebietes, ja der Region überhaupt, stammen aus einem mittleren Abschnitt der Altsteinzeit (Mittelpaläolithikum) und weisen auf eine

Freilandstation jägerischer Menschengruppen aus der Zeit des Neandertalers hin. Es handelt sich um zahlreiche, etwa 40 000 bis 50 000 Jahre alte Artefakte aus Muschelkalkhornstein, die am Nordrand des Baugebietes etwa 1,8 m unter der heutigen Oberfläche unter einer Lössschicht angetroffen wurden (Abb. 2, Nr. 1).

Bereits 1984 war bei Kanalisationsarbeiten eine Grube mit Keramikfunden der „Ältesten Bandkeramik“

3 NEUBAUGEBIET „Lindele-Ost“ im Jahr 1990. Die Bebauung ist größtenteils abgeschlossen. In Bildmitte links die Grabungsflächen der ältestbandkeramischen Siedlung.





4 STEINBEIL, Webgewicht und Keramikfunde aus der Siedlung der ältesten Bandkeramik in „Lindele-Ost“.

(6. Jahrtausend v. Chr.) angeschnitten worden, und 1989 konnten im Zuge der Bebauung erstmals im Kreisgebiet Bebauungsreste dieser ältesten bäuerlichen Kultur unseres Landes beobachtet und dokumentiert werden (Abb. 2, Nr. 2 u. Abb. 4). Seit 1990 wird in in mehreren Bauparzellen eine systematische archäologische Untersuchung dieser jungsteinzeitlichen Siedlungsspuren durchgeführt. Freigelegt wurden bislang Teile von bandkeramischen Pfostenbauten, die sich – so steht zu hoffen – zu Gesamtgrundrissen ergänzen lassen und damit wichtige neue Erkenntnisse zu den ältesten jungsteinzeitlichen Hausformen unseres Landes erbringen werden. In Material- oder Abfallgruben längs der Holzgebäude fanden sich neben ältestbandkeramischen

5 GEFÄß mit Einstichverzierungen der mittelneolithischen „Großgartacher Kultur“. M. ca. 1 : 2.



Scherben mit der charakteristischen, tiefeingeschnittenen Linienzier auch geschliffene Beile aus alpinem Gestein sowie Hunderte von Abschlügen und Geräten aus Jurahornstein. Zu erwähnen ist auch ein kleines Webgewicht aus Ton (Abb. 4, 3). Von der naturwissenschaftlichen Untersuchung und Bearbeitung der in großer Zahl nachgewiesenen Getreidekörner wie auch der Tierknochen können Informationen zur Wirtschaftsweise und Ernährung dieser ältesten bäuerlichen Bevölkerung sowie zu den damaligen Umwelt- und Lebensbedingungen erwartet werden. Von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung sind mehrere, wenngleich unscheinbare Keramikscherben mit Stichverzierung, die nach einem Fundort im französischen Département Calvados der „La-Hoguette-Gruppe“ der ältesten Jungsteinzeit zuzurechnen sind (Abb. 4, 4). Sie belegen, daß bei der „Neolithisierung“ unseres Raumes durchaus mit Einflüssen aus den Küstenregionen des westlichen Mittelmeeres und des westeuropäischen Atlantikgebietes zu rechnen ist. Als in Mitteleuropa nahezu einmaliger Befund ist im „Lindele“ der ältestjungsteinzeitliche Bodenhorizont erhalten geblieben, so daß hier Beobachtungen zum Verhältnis der „Hoguette-Gruppe“ zur „Ältesten Bandkeramik“ möglich werden, wie auch, so ist zu hoffen, zu den Beziehungen dieser beiden neolithischen Kulturgruppen zu älteren mesolithischen Kulturen unseres Raumes.

Im gesamten Baugebiet, vor allem aber im nördlichen Teil wurden mittelneolithische Funde und Befunde aufgedeckt, unter anderem der „Stichbandkeramik“, „der Hinkelsteingruppe“, der „Großgartacher und Rössener Kultur“, die zu einem ausgedehnten, derzeit nicht in Einzelsiedlungen aufzugliedernden Areal gehören, welches sich von der Rottenburger Festhalle nach Nordosten bis zum flachen, nach Südosten zur Talaue abfal-

6 FRAGMENT eines frühbronzezeitlichen Steinpfeylers mit Wagendarstellung und näpfchenförmigen Vertiefungen. L. 99 cm.

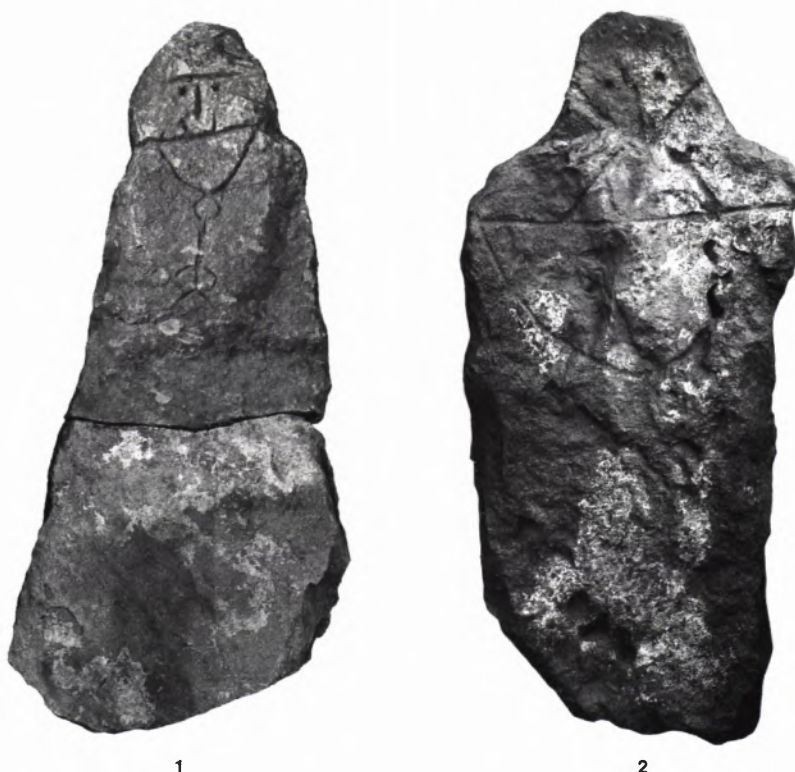


lenden Hang im „Lindele“ erstreckt hat (Abb. 2, Nr. 3 u. Abb. 5).

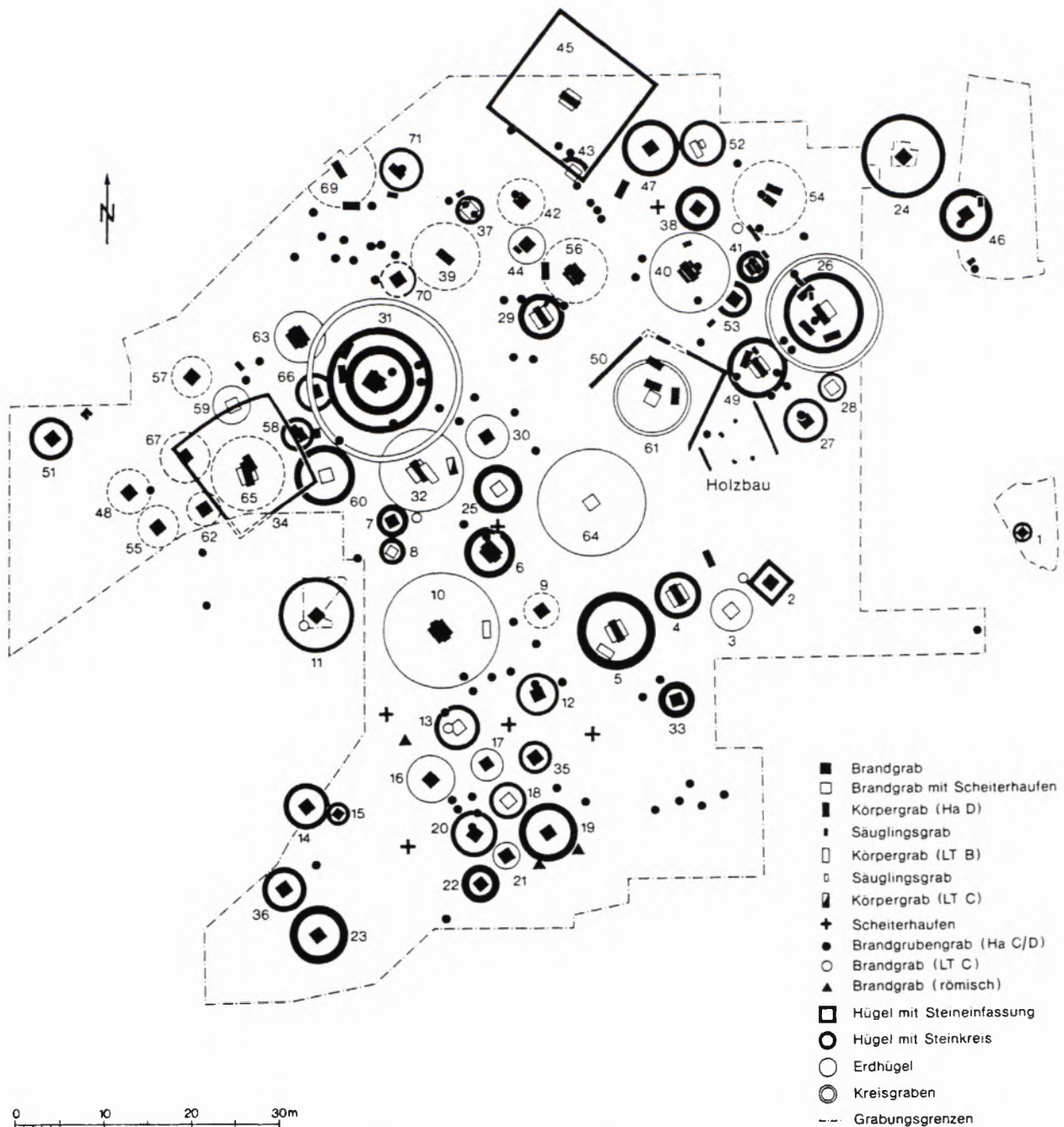
In der Steineinfassung eines keltischen Grabhügels der großen Nekropole, auf die weiter unten eingegangen werden soll, kam ein außergewöhnliches Fundstück der Frühen Bronzezeit zutage: Es ist das nahezu 1 m lange, 67 cm hohe und 33 cm dicke Fragment aus Stubensandstein, mit der in flachem Relief ausgeführten Darstellung eines zwei- oder vierrädrigen Wagens (Abb. 2, Nr. 4, u. Abb. 6). Entfernt vergleichbare Darstellungen sind auf Felsbildern aus der Valcamonica in Oberitalien bekannt geworden. Zusammen mit dem frühbronzezeitlichen Menhir, der 1985 bei Tübingen-Weilheim gefunden wurde, ist das Fragment von Rottenburg ein weiterer Hinweis auf kulturelle Kontakte mit dem Al-

penraum und Oberitalien in der Frühen Bronzezeit (Beginn 2. Jahrtausend v. Chr.). Im September dieses Jahres wurde etwa 300 m von der Fundstelle der Steinstele entfernt ein kleines frühbronzezeitliches Gräberfeld mit zehn Gräbern und zwölf Bestattungen entdeckt und ausgegraben. Es ist denkbar, daß die Steinstele einst bei diesem Gräberfeld aufgestellt war.

Umfangreiche Funde der Urnenfelderkultur aus dem 10./9. Jahrhundert v. Chr. sind schließlich im Norden des Baugebietes im Gewann „Alter Markt“ beim Bau der Osttangente aufgedeckt worden (Abb. 2, Nr. 5). Sie sind Zeugnisse für eine Siedlung, die sich an einem flachen Südosthang über einem kleinen Taleinschnitt befunden hat.



7 KELTISCHE GRABSTELEN in Menschengestalt, Sandstein. Eine Stele lag über dem Grabschacht von Hügel 7, die andere als Abdeckung über dem Brandgrubengrab 64. H. 123 bzw. 128 cm.



8 GESAMTPLAN des keltischen Gräberfeldes „Lindele-Ost“. Stand 1989.

Das keltische Gräberfeld

Im Jahr 1984, bei Beginn der Erschließungsarbeiten, wurde ein keltisches Gräberfeld entdeckt; wie sich bald herausstellte, die größte und am besten erhaltene Nekropole im Regierungsbezirk Tübingen. In sechs Grabungskampagnen von insgesamt 40 Monaten Dauer konnte bis zum Sommer 1989 der durch Überbauung gefährdete Teil mit modernen archäologischen Methoden systematisch ausgegraben und erforscht werden. Die Längenausdehnung des Gräberfeldes beträgt etwa 125 m, seine Breite liegt zwischen 70 m und 80 m. Oberirdisch war von den Hügeln nichts mehr zu sehen, da sie im Laufe der Jahrhunderte durch lehmige Erdschichten überdeckt wurden, was eine hervorragende Erhaltung sämtlicher archäologischer Befunde bewirkt hat.

Aufgedeckt wurden insgesamt 71 Grabhügel mit

Durchmessern zwischen 3 m und 18 m (Abb. 2, Nr. 6 u. Abb. 8). Bei 26 Hügeln handelt es sich um reine Erdhügel, die restlichen waren von einer Steinsetzung umzogen. In der Regel sind diese Einfriedigungen kreisförmig, viermal zeigten sich rechteckige bis quadratische Steinsetzungen mit Seitenlängen zwischen 4 m und 14 m, die möglicherweise auf „pyramidenförmige“ Grabmonumente schließen lassen. Bei der Errichtung der Steineinfassungen fanden verschiedene Gesteinsarten Verwendung: Kalksteine und Dolomite, Stubensandsteine, zusammengebackene Flußschotter und Kalksintersteine. Immer sind es Findlinge, die über weite Strecken hertransportiert werden mußten. Das nächste Muschelkalkvorkommen liegt 2 bis 3 km westlich des Gräberfeldes, Kalksintersteine finden sich dagegen in der Talaue, ungefähr 3 km nordöstlich der Nekropole. Es ist denkbar, daß sich in diesen Entfernungen das Wirtschaftsareal der zum Gräberfeld gehören-

9 HÜGEL 20 mit Steinkreis und Steindecke über der zentralen Grabkammer.



den Siedlung beziehungsweise Siedlungen widerspiegelt. Die Belegung des Friedhofes beginnt mit zentralen Brandgräbern der älteren Hallstattzeit (8./7. Jahrhundert v. Chr.). Im 6./5. Jahrhundert v. Chr. folgen Körpernachbestattungen. Dabei sind manche Hügel aufgehöhlt, vergrößert und teilweise umgestaltet worden. Besonders im nördlichen Friedhofsbereich weisen Überschneidungen und Überlagerungen darauf hin, daß sich das Erscheinungsbild des Grabhügelfeldes noch während des Belegungszeitraumes stark verändert hat (Abb.11 u. 12). Die jüngsten Körperbestattungen des Gräberfeldes gehören bereits in die mittlere Latènezeit (3. Jahrhundert v. Chr.). Unter und zwischen den Hügeln konnten 100 kleine Brandgräber, „Brandgruben-

gräber“, aufgedeckt werden, die in ihrer Mehrzahl in das 8. bis 6. Jahrhundert v. Chr. gehören dürften. Insgesamt wurden etwa 230 Bestattungen geborgen, die überwiegend in die ältere und jüngere Hallstattzeit (8. bis 6. Jahrhundert v. Chr.) zu datieren sind. Die unterschiedlichen Grabformen und die Vielgestaltigkeit der Bestattungssitten ermöglichen weitreichende Einblicke in das keltische Totenbrauchtum (Abb.9 u. 10). Die Grabbeigaben, darunter reichverzierte Tongefäße, vor allem aber Schmuck- und Trachtbestandteile aus Bronze und Eisen, lassen weitreichende kulturelle Beziehungen erkennen. Von überregionaler Bedeutung sind mehrere menschengestaltige Figuren aus Sandstein, die ursprünglich auf oder neben den Hügeln aufgestellt waren und die als Abbilder der bestatteten Toten und wohl als Zeugnisse eines frühkeltischen Ahnenkultes angesprochen werden können (Abb.7). In diesem Zusammenhang sind die Spuren eines etwa 8 m langen, trapezförmigen Holzbaues zu erwähnen, nahezu im Zentrum des Gräberfeldes gelegen, dessen Funktion mit den Bestattungszeremonien in Verbindung gebracht werden kann und den Ort des Gräberfeldes zugleich als Stätte der Kultausübung kennzeichnen dürfte (Abb.8).

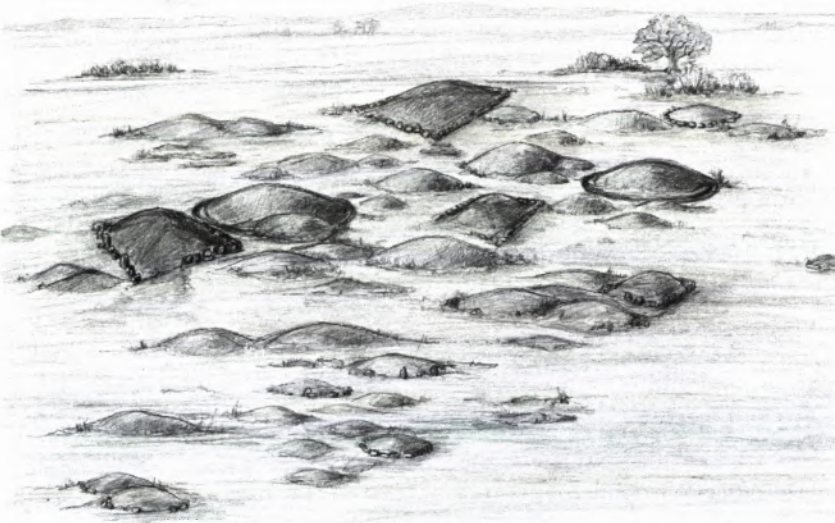
Über die zum Gräberfeld gehörende Siedlung bzw. Siedlungen wird weiter unten noch zu berichten sein, doch soll noch kurz auf einige frühgeschichtliche Funde und Befunde im „Lindele“ hingewiesen werden. Im Bereich des keltischen Gräberfeldes liegen drei römische Brandgräber, die zusammen mit baulichen Befunden unterschiedlicher Art – unter anderem einem steingepflasterten römischen Weg, der nach Nordwesten zur römischen Hauptstraße zieht, die von Sumelocenna, dem römischen Rottenburg, in den mittleren Neckarraum führt –, wohl zu einem gutshofartigen Anwesen vor den Toren der römischen Stadt gehören (Abb.2, Nr.7). Wenn nicht alles täuscht, handelt es sich um das Anwesen eines Solicius, ein Solicianum also, welches namensgebend wurde für die mittelalterliche Siedlung Sülchen und den Sülchgau. Daß die Siedlung Sülchen bereits im 3./4. Jahrhundert entstanden sein dürfte,

10 ZENTRALES BRANDGRAB unter Hügel 60 mit reicher Keramikausstattung. Links unten der Leichenbrand, darauf liegt ein zusammengerollter Bronzegürtel mit Punzverzierung, ein Import aus dem östlichen Hallstattraum.





11 GRÄBERFELD „Lindele-Ost“. Die Rekonstruktionszeichnung soll eine Vorstellung davon geben, wie das Gräberfeld im 8. u. 7. Jahrhundert v. Chr. ausgesehen hat (Zeichnung: W. Joffroy, LDA).



12 GRÄBERFELD „Lindele-Ost“. Aussehen des Gräberfeldes im 6. u. 5. Jahrhundert v. Chr. Die Hügel wurden überhöht und vergrößert; besonders im nördlichen Teil kommt es zu Überschneidungen und Überlagerungen (Zeichnung: W. Joffroy, LDA).

wird unter anderem durch mehrere Bronzefibeln belegt, die in der Nordostecke des Baugebietes zum Vorschein kamen (Abb. 13).

Die Grabungen in „Siebenlinden“

Nicht weniger überraschend als die Entdeckung der keltischen Nekropole war der archäologische Nachweis eines umfangreichen Siedlungsareals im Industriege-

biet „Siebenlinden“ in der Talaue, am östlichen Rand von Rottenburg, zumal in dieser Lage mit prähistorischen Siedlungsresten nicht gerechnet werden konnte (Abb. 14). Schon im Sommer 1987 waren bei Erdarbeiten für den 3. Bauabschnitt der „Osttangente“ erste Siedlungsbefunde zum Vorschein gekommen und untersucht worden. Ein Industriebau machte dann 1990 die archäologische Untersuchung eines Areals von über



13 FRÜHALAMANNISCHE FIBELN
aus Bronze, 4. Jh. M. ca. 2 : 3.



14 BLICK von Süden auf das Industriegebiet „Siebenlinden“. Quer durch das Bild verläuft die neue Osttangente von Rottenburg. Im Vordergrund links ist die Grabungsstelle „Siebenlinden“ zu erkennen, in Bildmitte liegt das Baugebiet „Lindele-Ost“.

einem Hektar erforderlich. Das Grabungsgelände liegt auf einer Auelehmterrasse, etwa 341,50 m ü. NN., ca. 500 m vom heutigen Flußlauf entfernt. Insgesamt konnten 19 Grubenhäuser einer späthallstatt-/frühlatènezeitlichen Siedlung (6. bis 4. Jahrhundert v. Chr.) freigelegt werden, die noch bis zu 60 cm in den Auelehm eingetieft waren. Es sind verhältnismäßig kleine Bauten, deren Maße von 2,5 × 3,5 m bis 3 × 4 m variieren. Ihre Orientierung ist uneinheitlich. Den mittelalterlichen Grubenhäusern vergleichbar, dürften sie die Funktion von Werkstätten gehabt haben. Spinnwirtel und Webgewichte aus Ton weisen auf Wollverarbeitung und Weberei hin. Bei den eigentlichen Wohnhäusern hat es sich offenbar um Pfostenbauten gehandelt (Abb. 16). Eine große Anzahl von Pfostengruben war nachzuweisen, konnte jedoch nicht zu Grundrissen gruppiert werden. Ihre geringe Eintiefung dürfte dafür sprechen, daß die späthallstattzeitliche Bodenoberfläche etwa einen Meter höher lag als heute, und deshalb bei der Grabung nur die besonders tief gegründeten Pfosten erfaßt werden konnten. Zu diesen Wohn- und Werkstattgebäuden gehören zahlreiche Gruben, die als Vorrats- bzw. Kellergruben angesprochen werden können. Aufgrund der Funde, vor allem einiger Fibeln, kann auf eine Siedlungsdauer von der Späthallstattzeit bis in die Frühlatènezeit (6. bis 4. Jahrhundert v. Chr.) geschlossen werden.

Besonders zu erwähnen ist, daß an zwei Stellen des Grabungsgeländes in Auelehmablagerungen – etwa 1 m unter der heutigen Oberfläche – Spuren mittelsteinzeitlicher Freilandstationen (8. Jahrtausend) entdeckt und in Zusammenarbeit mit dem Institut für Urgeschichte der Universität Tübingen ausgegraben werden konnten. Von besonderer Bedeutung ist, daß die originalen me-

solithischen Bodenhorizonte – unter anderem mehrere Feuerstellen – nachgewiesen werden konnten. Tausende von Steinartefakte aus Jura- oder Muschelkalkhornstein zählen zum Fundmaterial, eine Besonderheit sind Reib- und Schlagsteine aus Muschelkalk und Keupersandstein. Als Knochen- und Geweihgeräte kommen Hacken und Pfrieme vor. Knochenfunde von Rothirsch, Reh, Wildschwein, Ur, Rotfuchs, Biber und Auerhahn zeigen den damaligen Faunenbestand.

15 HOCKERBESTATTUNG der Jungsteinzeit, Baugebiet „Siebenlinden“.





16 „SIEBENLINDEN“, rekonstruierter Ausschnitt der eisenzeitlichen Siedlung mit Pfostenbauten und Grubenhäusern (Zeichnung: W. Joffroy, LDA).

Die Grabungen in mesolithischen Fundarealen in der Talaue des Neckars wurden 1991 fortgesetzt. Sondagen im Umgebungsbereich der Fundstellen sollen die Ausdehnung der Fundstreuung abklären und damit die Voraussetzungen schaffen für die denkmalschutzrechtlichen Stellungnahmen der Archäologischen Denkmalpflege zu künftigen Baumaßnahmen in diesem Bereich.

Regellos über das Grabungsgelände verteilt lagen sieben „Schlitzgräbchen“. Sie sind 2 bis 4 m lang und reichen teilweise bis über 2 m unter die heutige Oberfläche. Zu ihrer Funktion lassen sich keine näheren Angaben machen. In der Füllung eines dieser Gräbchen und in einem darüberliegenden Scherbenpflaster fanden sich grobe Scherben von eimerartigen Gefäßen, die aller Wahrscheinlichkeit nach der jungneolithischen „Michelsberger Kultur“ (4. Jahrtausend v. Chr.) angehören und auf eine Siedlung dieser Zeitstellung in der Talaue hinweisen. Scherben der endneolithischen „Schnurkeramischen Kultur“ dürften ebenfalls mit Siedlungsaktivitäten in Verbindung zu bringen sein. Mehrere Hockerbestattungen – unter anderem ein Grab mit Rechteckbeil und einer 7,2 cm langen Klinge aus hellgrauem Jurahornstein – könnten der Michelsberger Siedlung zugeordnet werden, doch ist auch ein schnurkeramisches Alter (3. Jahrtausend v. Chr.) in Betracht zu ziehen (Abb. 15).

Von besonderem Interesse sind die Niveauunterschiede zwischen den mesolithischen, jungsteinzeitlichen und eisenzeitlichen Siedlungshorizonten. Sie lassen auf nicht unbeträchtliche Erosions- und Akkumulationsercheinungen im Neckartal im Verlauf der letzten 10000 Jahre schließen.

Zum Abschluß soll noch kurz auf das Verhältnis der späthallstatt-/frühlatènezeitlichen Siedlung in „Siebenlinden“ zu dem etwa 700 m nordwestlich liegenden Gräberfeld im „Lindele“ eingegangen werden. Die

Mehrzahl der etwa 230 Bestattungen des Gräberfeldes gehört in das 8. bis 6. Jahrhundert v. Chr., zahlenmäßig zurück treten Gräber der frühen und mittleren Latènezeit. Gräber vom Beginn der Frühlatènezeit fehlen völlig. Demgegenüber beginnt die Siedlung in „Siebenlinden“ im Verlauf der Späthallstattzeit (6. Jahrhundert v. Chr.) und hat bis in die Frühlatènezeit (4. Jahrhundert v. Chr.) Bestand. Deshalb müssen wir mit mindestens einer weiteren Siedlung rechnen, die zeitlich der ältesten Belegungsschicht des Gräberfeldes zuzuordnen wäre, deren Lage wir aber noch nicht kennen. Im Verlauf der Späthallstattzeit, also mit Beginn der Siedlung in „Siebenlinden“, scheint eine Siedlungsverlagerung eingetreten zu sein. Ebenfalls nicht bekannt ist eine Siedlung der mittleren Latènezeit (3./2. Jahrhundert v. Chr.), die aufgrund der Gräber im „Lindele“ vorausgesetzt werden muß.

Die Hintergründe dieser Siedlungsverlagerungen sind derzeit nicht bekannt. Ob wirtschaftliche oder gesellschaftliche Gründe dabei eine Rolle gespielt haben, muß vorläufig offenbleiben; denkbar wäre auch, daß es Umweltbedingungen waren, die zu einer Änderung des Siedlungsverhaltens zwangen.

Die Lösung dieser Fragen kann nur von interdisziplinären Forschungen zur Talgeschichte des Neckars zwischen Rottenburg und Tübingen erwartet werden. Diese Arbeiten haben bereits begonnen und werden in enger Kooperation zwischen den Instituten für Geographie, Vor- und Frühgeschichte und Urgeschichte der Universität Tübingen und der Archäologischen Denkmalpflege an der Außenstelle Tübingen erfolgen.

Dr. Hartmann Reim
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen 1

Thomas Lutz: Badefreuden – Bades Leiden

Zur Denkmaleigenschaft des Freiburger Strandbades

Das markante Umkleidegebäude des Freiburger Strandbades von 1934 ist von der Freiburger Öffentlichkeit in seiner architektonischen Qualität kaum registriert worden, obwohl es allein schon durch seine Größe den Stadteingang von Osten beherrscht. Das Gutachten des Landesdenkmalamtes, mit dem die Kulturdenkmaleigenschaft überzeugend begründet werden konnte, kam zu spät, denn es reagierte auf einen Abbruchbeschluß, der Abschluß einer jahrelangen Entwicklung war. Das aus Beton und Holz errichtete Bauwerk mit vielen Umkleidekabinen verlor durch veränderte Badesitten weitgehend seine Funktion. Kein Wunder, daß auch die Bauunterhaltung unzureichend war. Starke Betonschäden, die auch die Statik des Gebäudes beeinträchtigen, würden zu ihrer Behebung den Einsatz von Mitteln in einer Größenordnung verlangen, die angesichts der nur noch geringfügigen Nutzung des Gebäudes als unzumutbar angesehen wurden. Auch das Regierungspräsidium als höhere Denkmalschutzbehörde beschloß im Mai 1990, daß die Erhaltung des Bauwerks aufgrund wirtschaftlicher Unzumutbarkeit nicht gefordert werden könne. In gleicher Weise entschied der Petitionsausschuß des Landtages auf eine Petition der Arbeitsgemeinschaft Freiburger Stadtbild hin im Juli 1991. Damit dürfte der Abbruch des Umkleidegebäudes bevorstehen.

Die Stadt Freiburg hat in vielen Fällen bewiesen, daß die Erhaltung der Kulturdenkmäler in vorbildlicher Weise ein Anliegen gerade auch der zuständigen städtischen Gremien ist. So wurde in jüngerer Zeit in zwei Fällen der Abbruch von stadteschichtlich wichtigen Kulturdenkmälern bei nachgewiesener wirtschaftlicher Unzumutbarkeit für den privaten Besitzer auch durch erhebliche städtische Zuschüsse abgewendet. Ob auch der Abbruch des Umkleidegebäudes des Freiburger Strandbades hätte abgewendet werden können, wenn seine architektonische Bedeutung rechtzeitig in das Bewußtsein der Bürger der Stadt und ihrer Vertretung gedrungen wäre, muß offenbleiben; angesichts der Haltung der Stadt in anderen Fällen hätte sicher eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür bestanden. Darin liegt die Begründung dafür, daß hier über ein zum Abbruch bestimmtes Kulturdenkmal so ausführlich berichtet wird, denn in der öffentlichen Meinung ist der Begriff des Kulturdenkmals noch oft mit der Vorstellung des Bauwerkes aus längst vergangenen Zeiten verbunden. Bauwerke unseres Jahrhunderts, noch dazu wenn sie aus Beton errichtet sind, liegen noch oft außerhalb des Vorstellungsbereiches, der sich mit dem Begriff Kulturdenkmal verbindet. Der Bericht über das Freiburger Strandbad soll also helfen, ein Informationsdefizit auszugleichen.

1. Die bestehende Anlage

Das Strandbad an der Freiburger Schwarzwaldstraße wurde 1934 an der damaligen östlichen Peripherie durch die Stadtgemeinde nach Plänen des Architekten Hermann Leis aus dem Jahre 1932 erbaut. Die von den ersten Vorprojekten der späten zwanziger Jahre an als „Strandbad“ bezeichnete Freibadeanlage nimmt ein großzügig bemessenes Areal ein, das im Norden von

der Dreisam, nach Süden und Osten durch die in einer langegezogenen Biegung auf die Ebnetter Dreisambrücke zuführende Landstraße begrenzt wird.

Die natürliche Geländesituation bot eine in erhöhter Lage über dem kanalisierten Dreisambett sich erstreckende, ebene Wiesenfläche, welche unterhalb der Landstraßentrasse an das alte Dreisamhochgestade stieß.

1 STRANDBAD
Freiburg, Ansicht von
Osten (1990).





2 STRANDBAD
Freiburg, Ansicht der
Straßenseite von
Westen (1990).

In geschickter Ausnutzung dieser Gegebenheiten wurden die Hochbauten (Stahlbetonskelett mit hölzernen Wandfüllungen und -verkleidungen) auf dem Hochufer entlang der Straße gruppiert und über eine Terrassenanlage mit den tiefergelegenen Rasenflächen verbunden.

Die rund 150 m lange, zweigeschossige, mit dunkler Vertikalverbretterung verkleidete Front der flachgedeckten Umkleidekabinenflügel beherrscht das Bild nach der Straße hin und ist mit ihrem die Krümmung der Straße begleitenden Schwung längst zu einer Art von Landmarke für Einheimische und Fremde geworden.

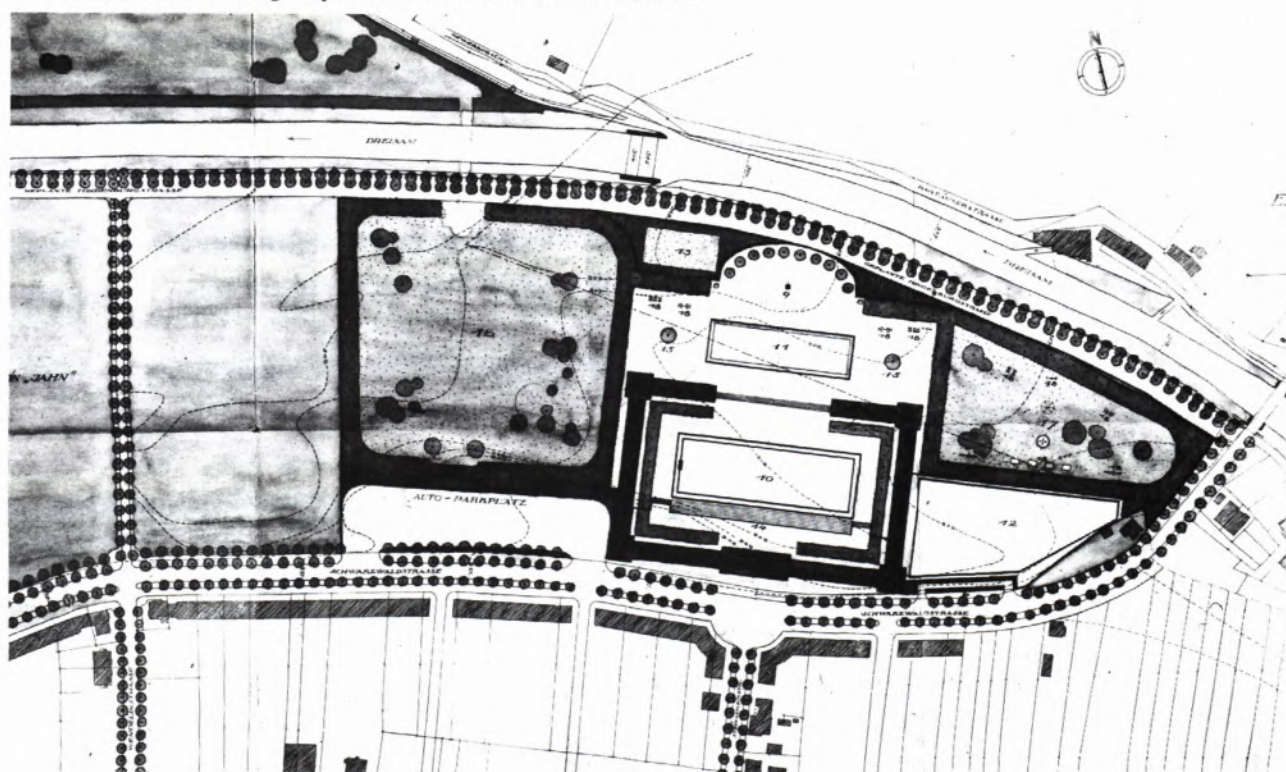
Ein dreigeschossiger, gleichartig verbretterter Kopfbau im Südwesten mit flachem Walmdach enthält Aufseherwohnung und Kassen und akzentuiert den Eingangsbereich am Ende eines in Gebäudetiefe die Straße begleitenden und von vornherein als Auto- und Fahrradab-

stellplatz konzipierten, von Bäumen beschatteten Geländestreifens.

Der hier rechtwinklig nach Norden ansetzende und an seiner Stirnseite zum Bad hin halbrund abschließende Restaurantflügel steht bereits im tieferen Gelände und tritt deshalb nach der Straße hin nur mit dem oberen seiner beiden Geschosse in Erscheinung; sein Dach ist zwecks Ausbildung eines gedeckten Hauptzuges als Loggia auf schweren Holzpfosten zum dreigeschossigen Eckgebäude hinübergeführt und bewirkt so die Verklammerung der Bauteile.

Mit der markanten Geschlossenheit der Straßenfront kontrastiert die „Gartenseite“: eine regelmäßige, z. T. begrünte Böschung mit mehreren Treppen bildet den Übergang vom Eingangsniveau zu den Liegewiesen. Der solcherart gestalteten, dem Gebäude auf voller Länge vorgelagerten Terrasse entspricht eine weitere, eine Etage höher gelegene, da das Obergeschoß der Ka-

3 STRANDBAD Freiburg, Projekt des städtischen Gartenamtes, 1930.



binenflügel gegenüber dem Erdgeschoß um halbe Bautiefe zurückspringt.

Die Mitte zwischen den je 70 m langen Umkleidetrakten für Frauen (im Osten) und Männer (im Westen) wird von einem quaderförmigen Pavillon markiert, der, ebenfalls flachgedeckt, etwas höher als die Flügel aufgeführt ist. Auf diese Mittelachse ist auch das aus zwei Abteilungen zusammengefügte, große Schwimmbassin ausgerichtet, welches – wie der parallel fluchtende Restaurantflügel – nach Norden halbrund abschließt. Ein Kinderplanschbecken im Osten der Anlage entspricht der ursprünglichen Konzeption.

2. Freibäder in Deutschland

Die frühesten Freibäder entstanden in Deutschland wohl unter dem Eindruck englischer Vorbilder zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1794 ff.) an Nord- und Ostsee. Die zugehörigen Bauten waren dem Zeitgeschmack entsprechend in klassizistischen Formen gehalten und ließen ihre Verwandtschaft zu den repräsentativen Bauten der alten Kurbäder mehr oder weniger deutlich erkennen; dies auch hinsichtlich des Bauprogramms, denn für zahlreiche Besucher bedeutete „Baden“ schlicht „Aufenthalt in der Nähe des Wassers“.

Mit wachsendem Interesse an Schwimmen und Baden im Laufe des 19. Jahrhunderts bildete sich jedoch die See- bzw. Flußbadeanstalt als eigener Bautyp heraus. Diese Bauten, welche vorwiegend der Bereitstellung von Umkleide- und Kleideraufbewahrungsmöglichkeiten dienten, waren gegenüber den über eine gewichtige Bautradition verfügenden Kurbadegebäuden und Hallenbädern etwas völlig Neues.

Oftmals setzte man diese aus Holz konstruierten und entsprechend der Anzahl ihrer Kabinen langgestreck-

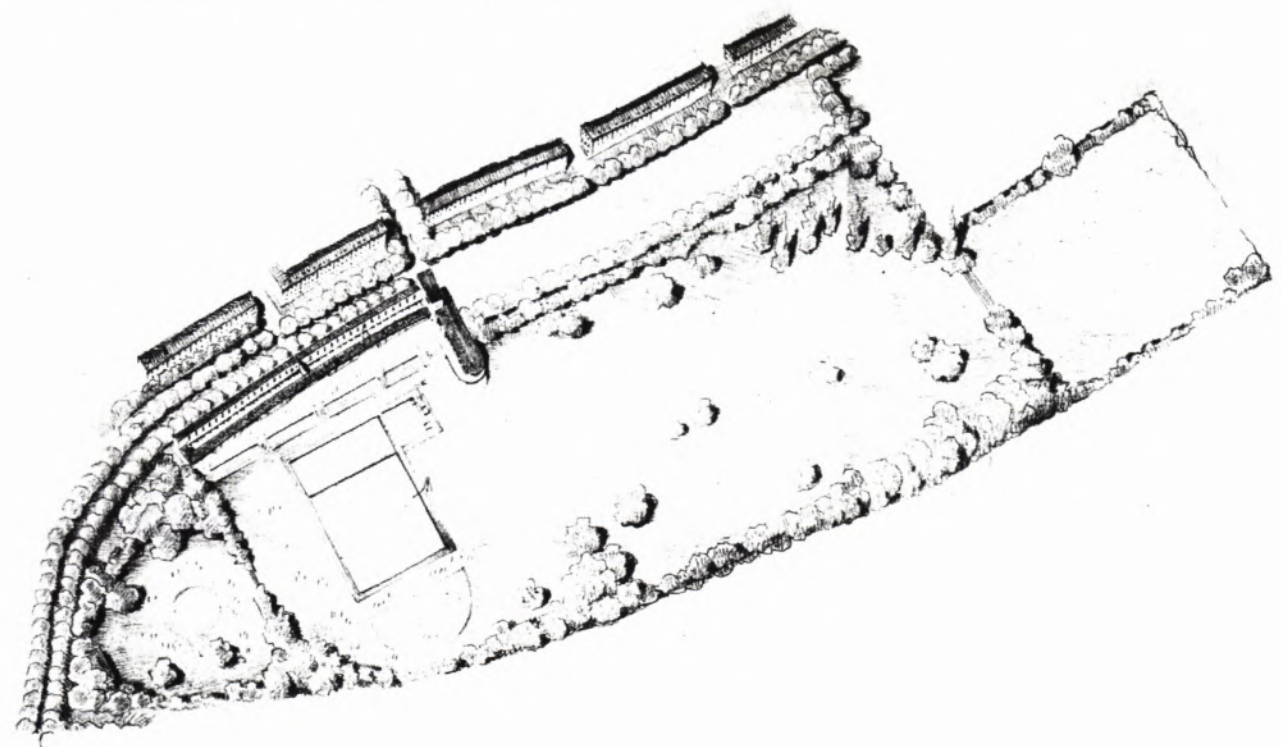
ten Bauten auf Pfählen direkt über die Wasserfläche; die leichte Bauweise erlaubte insbesondere bei Seebädern eine Demontage der Anlage im Herbst, um Beschädigung durch winterliche Sturmfluten zu vermeiden.

Eine wachsende Anzahl öffentlicher Schwimmbäder – Freibäder und insbesondere auch Hallenbäder – ist von der Mitte des 19. Jahrhunderts an zu verzeichnen. Letztere wurden in der Regel mit Dusch-, Dampf- und Wannenbädern kombiniert, da sich die Befürworter solcher Bäder den Vorteil für die Volksgesundheit neben der körperlichen Ertüchtigung („Turnen im Wasser“) auch aus einem gesteigerten Reinlichkeitsstandard weiterer Bevölkerungskreise erhofften.

Die Freibäder des Binnenlandes waren in Anlage und Standort überwiegend durch die Wasserversorgung aus natürlichen Gewässern bestimmt. Im Gegensatz zu den Hallenbädern ausschließlich der sommerlichen Erfrischung vorbehalten, entstanden sie an See- und Flußufern, wobei die natürliche Wasserfläche nur bei den stehenden Gewässern oder größeren Strömen für den Badebetrieb nutzbar erschien. Schwankende Wasserführung und starke Verunreinigung der Flüsse, z. B. nach sommerlichen Gewittern, ließen es bei zahlreichen Freibädern sinnvoller erscheinen, geschlossene Badeanstalten zwar in der Nähe des Flusses, doch räumlich davon getrennt zu errichten. Absetz- und Vorwärmbecken gestatteten in diesem Falle die Reinigung bzw. Erwärmung des Wassers vor dem Einlaufen in die Schwimmbassins.

Den Freibadeanstalten von der Mitte des 19. Jahrhunderts an bis zum Ersten Weltkrieg ist als charakteristischer Zug ein relativ strenger und auf bauliche Geschlossenheit zielender Anlagetypus gemeinsam. Dies ergab sich schon aus dem Bestreben, nicht nur die Badenden überhaupt neugierigen Blicken zu entziehen,

4 STRANDBAD Freiburg, Entwurf H. Leis, Perspektive, 1932.





5 STRANDBAD Freiburg, Ansicht des Baugeländes 19. April 1934.

sondern auch um die strenge Trennung nach Geschlechtern penibel zu gewährleisten. So war das Schwimmbecken im „Idealfall“ auf sämtlichen Seiten von den langgestreckten niederen Kabinentrakten, Bretterzäunen und sonstigen Abschränkungen umgeben, welche um die Wasserfläche herum nur wenig Platz, d. h. oft nur einen Laufgang freiließen.

Seit der Jahrhundertwende zeigte sich mit der zunächst noch sehr zaghaften, wohl von Ostsee-Bädern (Zoppot) ausgehenden Einrichtung von sogenannten Familienbädern, oder besser: Familienbade-Abteilungen, ein Wandel der bis dahin allein bestimmenden Bade-„moral“.

Wachsender Widerstand gegen die Prüderie manifestierte sich um dieselbe Zeit im Wunsch nach „Licht-, Luft- und Sonnenbädern“ und nicht zuletzt in der Gründung von Vereinigungen zur Freikörperkultur (die erste in Berlin 1910).

Diese Licht-, Luft- und Sonnenbäder entstanden seit den späten 1890er Jahren in einer Reihe deutscher Großstädte und wurden, wenn die Verhältnisse dies gestatteten, bevorzugt an bereits bestehende Freibadeanlagen angegliedert. Im einfachsten Falle waren es Stellplätze für Liegestühle auf dem Dache der Badegebäude oder in der Nähe der Schwimmbecken; verfügte man dagegen über den nötigen Platz, so schritt man zur Anlage von Rasenflächen, nach Möglichkeit mit Bäumen bestanden, und sorgte auch für Sportgeräte, Liege- und Duschmöglichkeiten sowie Erfrischungskioske.

3. Ältere Badeeinrichtungen in Freiburg

Die Entwicklung des Schwimmbadwesens neuerer Prägung reicht in Freiburg bis in die vierziger Jahre des 19.

Jahrhunderts zurück und läßt sich am Ort dank überlieferter Anlagen recht eindrücklich nachvollziehen.

Die 1841 gegründete „Schwimmbadeanstalt“ an der Lorettostraße ist weitgehend im Baubestand des späten 19. Jahrhunderts erhalten und repräsentiert ganz entschieden den oben geschilderten Anlagentypus des 19. Jahrhunderts mit eng ans Bassin gerückten Kabinentrakten.

In den 1860er Jahren kam als „Actien-Schwimmbad“ das später als „Beurbarungs-“ bzw. „Faulerbad“ bekannte Freibad nahe der Dreisam unterhalb der Kronenbrücke hinzu, und um die Jahrhundertwende entstand anstelle einer älteren privaten Badeanstalt das Marienbad, welches die Funktionen Hallenschwimmbad („Kleine Halle“), Dusch- und Wannenbad in einem Gebäude vereinigte. Dem letztgenannten Zweck diente eine ganze Reihe weiterer, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts errichteter, Etablissements.

4. Planungs- und Baugeschichte des Freiburger Strandbades

1927 erwog des Städtische Gartenamt unter Gartendirektor Schimpf die Anlage eines Freibades an der Schwarzwaldstraße nahe der Ebnetter Brücke im Zusammenhang mit den dort projektierten Sportplätzen. Man glaubte, mit dem Bau eines „Familienbades“ eine zeitgemäße und von der Bürgerschaft erwünschte Erweiterung des Badeangebots zu schaffen, und hoffte damit zugleich, unzulänglichen Vergrößerungsversuchen an den bestehenden Badeanstalten aus dem Wege zu gehen.

Obwohl sich der Stadtrat ablehnend verhielt (Juli 1928), beschäftigte man sich im Gartenamt weiterhin



6 DIE BAUSTELLE, 9. Juni 1934.

mit einem „Dreisam-Strandbad“-Entwurf, wobei sich die gesicherte Versorgung mit Dreisamwasser neben der Finanzierung als Hauptproblem herausstellte.

Im Sommer 1929 lösten Studenten, die nach ihren Übungen im Uni-Stadion in der Dreisam badeten, eine „Strandbadwelle“ durch die Bewohner der näheren Umgebung aus; die Presse berichtete amüsiert über das bunte Treiben in diesem sogenannten Jahnbad am Sandfang und schlug eine Stauung der Dreisam nebst Einrichtung von Umkleidemöglichkeiten vor.

Die Ausarbeitung konkreter Strandbad-Pläne im Gartenamt war die Folge; sie gelangten 1930 zur Vorlage und bildeten hinsichtlich Standortwahl und genereller Disposition die Grundlage aller späteren Überlegungen (Abb. 3); das Bad dieses Entwurfes blieb jedoch noch völlig der Tradition des 19. Jahrhunderts verhaftet: zentrales Schwimmbecken, umgeben von einer streng achsensymmetrischen, nur nach einer Seite hin kurz unterbrochenen Vierflügelanlage mit vier Eckpavillons und Mittelrisalit an der Straßenfront.

Angesichts einer „drohenden“ Verwirklichung des Strandbades trat mit einem Donnerwort der Freiburger Erzbischof Karl Fritz als einflußreicher Gegner des Unternehmens auf den Plan. In einem Hirtenschreiben – rechtzeitig vor Beginn der Badesaison 1930 herausgegeben, im Jahre darauf wiederholt und von den Kanzeln verlesen – ermahnte er die Anhänger des bisherigen, nach Geschlechtern getrennten Badewesens auf das Nachdrücklichste zu schamhaftem Betragen. Das gemeinsame Baden von Personen unterschiedlichen Geschlechts müsse man allerdings als völlig unstatthaft bezeichnen. Was die sogenannten Familienbäder angehe, so widersprächen sie offenkundig der christlichen An-

schauung und Sitte; von „Rückfall in heidnische Unkultur“ und „Zunder der Sünde“ ist da die Rede.

Die Befürworter reagierten im Juli 1930 mit der Gründung eines „Förderungsausschusses des Freiburger Strandbades“. Dem ohne Beteiligung öffentlicher Stellen zustande gekommenen Gremium gehörten namhafte Mediziner an, wie z. B. die Universitäts-Professoren Uhlenhuth, Aschoff und Friedländer, ferner der Universitäts-Sportlehrer Buchgeister, Druckereibesitzer Poppen sowie, als Geschäftsführer und Sprecher, der Rechtsanwalt Graff. Eine Unterschriftenaktion der Freiburger Zeitung ergab spontan über 5000 Stimmen für das Bad.

Die Finanzierung hatte man seitens des Ausschusses zunächst durch freiwillige Beiträge, Zeichnung von Anteilscheinen etc. zu ermöglichen gehofft; später strebte man zusammen mit der Stadtverwaltung die Gründung einer gemeinnützigen GmbH an. Angesichts der wirtschaftlichen Krisenzeiten blieb jedoch alles im Ansatz stecken.

Im September 1932 arbeitete der in Baden-Lichtental geborene, in Karlsruhe ausgebildete und bis dahin vorwiegend mit Wohngebäuden und Hotels beschäftigte Architekt Hermann Leis (1900-1949) im Auftrage des Strandbad-Ausschusses einen Entwurf aus, der dem schließlich ausgeführten Bau bereits weitgehend entsprach. Schon Anfang November 1932 erschien ein Photo des Leisschen Projekts in der Tagespresse (Abb. 4).

Eine im selben Jahr unternommene Besichtigungsreise ermöglichte Leis das Studium der damals modernen deutschen Freibadanlagen, u. a. des Stadion- und Brentano-Bades in Frankfurt/M., des neuen Strandbades in

Leuna, des Wannsee-Strandbades in Berlin; die Bäder Basel-Eglisee und Karlsruhe-Rappenwörth hatte man schon zuvor mehrfach in Augenschein genommen.

In einem den neuen Machthabern eigenen und in der Sitzungsniederschrift überlieferten Stil stellte am 23. Mai 1933 der nationalsozialistische Oberbürgermeister von Freiburg, Dr. Kerber, fest: „Die Frage, ob das Strandbad gebaut werden solle, sei bereits entschieden, denn Freiburg brauche für sich und als Fremdenstadt ein solches Bad. Die Geldfrage sei nicht das Wichtigste ... die Hauptsache sei, daß jetzt endlich einmal Arbeitsgelegenheit für die vielen Erwerbslosen geschaffen werde. Freiburg dürfe jetzt nicht schlafen ... zur Vorbereitung des Geländes sind die erforderlichen Erdarbeiten im Wege des Freiwilligen Arbeitsdienstes alsbald in Angriff zu nehmen.“ Der Strandbad-Ausschuß verstummte von da an, dagegen entschied sich Kerber für die Übernahme der Leisschen Planung, die ja schon weitgehend durchgearbeitet war und so eine propagandistisch günstige, baldige Erfolgsmeldung für die NS-Stadtführung versprach.

Den ersten Bauabschnitt (Erdarbeiten) deklarierte man als „Errichtung einer Wehrsportanlage“, um sich die bevorzugte Förderung durch den Freiwilligen Arbeitsdienst zu sichern.

Nach Probebohrungen – inzwischen war die Entscheidung zugunsten einer Wasserversorgung aus Grundwasserbrunnen gefallen – begannen die Bauarbeiten Mitte April 1934. Eine vom Architekten gefertigte Fotosequenz aus dem Zeitraum von April bis August 1934 überliefert das rasche Voranschreiten der Ausführung und dokumentiert – mit einem Bild der Landschaft beginnend – die einfühlsame Bezugnahme auf die natürlichen Gegebenheiten (Abb. 5, 6, 7). 240 Mann des Ar-

beitsdienstes waren z. T. in Doppelschichten bei minimalem Einsatz von Maschinen tätig. Am 12. Mai standen schon die Erdgeschosse von Restaurant und Verwaltungsgebäude nebst Erdgeschoßträgern der Kabinenflügel. Anfang Juni hatten die Bauten ihre volle Höhe erreicht; während ihr Endausbau lief, arbeitete man intensiv an der Geländegestaltung, der Anlage der Bassins und am Bau von Vorwärmbecken im Bereich der Brunnen östlich der Ebnetter Brücke.

Am 9. August 1934 erfolgte die Einweihung und Inbetriebnahme; die gärtnerische Gestaltung konnte 1934/35 vollendet werden; 1936 gelangten als Bekrönung der Wassereinlaufschächte am gerundeten Nordrand des Schwimmbeckens drei Tierfiguren aus Kunststein nach Entwürfen von Professor Hermann Geibel (Darmstadt) zur Aufstellung. Die Baukosten beliefen sich bis dahin auf rund 410 000 RM.

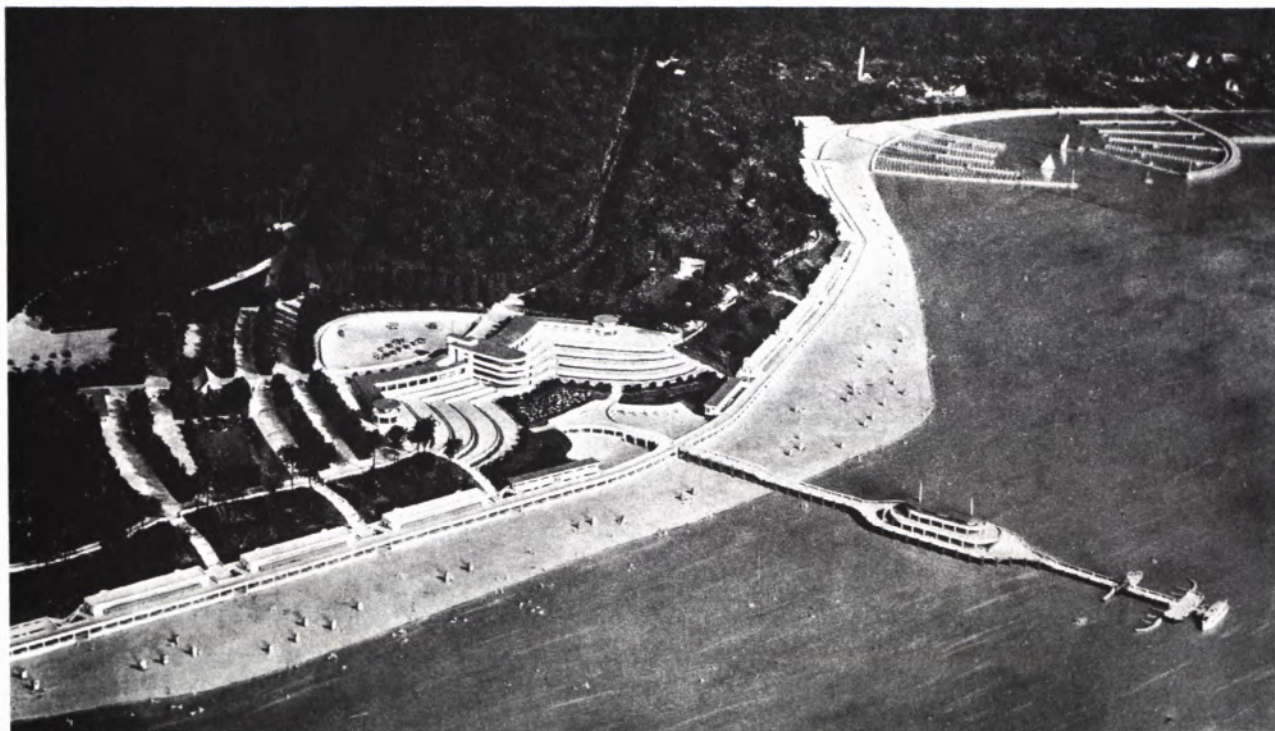
5. Würdigung

Die seit dem Ersten Weltkrieg entwickelte Idealvorstellung eines Freibades, wie sie in zeitgenössischen Handbüchern oder etwa im Artikel „Freibadeanstalten“ in Wasmuths Lexikon der Baukunst (1930) niedergelegt ist, findet sich im Freiburger Strandbad bis hin zum Namen aufs Vollständigste verwirklicht.

Die in die Landschaft hineinkomponierte Baugruppe mit den großzügigen, parkartigen Liegeflächen erfüllt nicht allein die Forderung, „... die ganze Anlage so zu gestalten, daß sie dem Naturbilde angepaßt ist...“ (Wasmuths Baulexikon II., S. 539) bzw. „das Licht- und Luftbad muß in landschaftlich schöner Umgebung einen Platz wählen, auf dem Wald und Wiese, Buschwerk und Rasen abwechseln, damit Sonne und Schatten sich findet; die leider unentbehrliche Einfriedigung muß

7 DIE BAUSTELLE, 3. Juli 1934.





8 STRANDBAD Wannsee in Berlin, Modell der Anlage von Stadtbaurat Martin Wagner.

möglichst zurücktreten oder durch Anpflanzung verdeckt werden“ (Wilh. Schleyer, *Bäder und Badeanstalten*, Leipzig 1909, S. 734).

Und es ist auch nicht einfach moderne Architektur entstanden; es handelt sich vielmehr um einen überdurchschnittlich qualitätvollen, frühen Vertreter eines neuen Freibad-Typus, welcher sich in einer solchen Anlage von der völlig andersgearteten Tradition emanzipiert.

Dem Architekten mag dabei die Auseinandersetzung mit Landschaftsarchitektur zustatten gekommen sein, welche sich während seines Karlsruher Studiums durch die dortige Lehrtätigkeit von Max Laeuger ergeben hat (für Laeuger hatte H. Leis bereits 1925 den Bau der Wasserkunst „Paradies“ in Baden-Baden geleitet).

Die Gebäude in knappen Formen aus schlichten Materialien spiegeln hierin neben den gestalterischen Prinzipien auch die wirtschaftlichen Bedingungen der Entstehungszeit wider; daß dies nicht den Verzicht auf das gut gearbeitete, handwerkliche Detail bedeuten mußte, wird jeder aufmerksame Betrachter bestätigen können.

Die entschiedene Horizontale der Baumasse entbehrt nicht einer monumentalen Wirkung; an ihrem Zustandekommen nimmt allerdings gerade die Detailausbildung (u. a. liegende Fensterformate, Achsweiten, schmale Brettstreifen) entscheidenden Anteil.

Dank dieser unprätentiösen großen Form vermag das Bauwerk auch den weiten Rasen- und Schwimmbadflächen einen wirksamen architektonischen Halt zu verleihen, wodurch das Ganze seinerseits erst überzeugend als Einheit erfahrbar wird. Der Entwurf, welcher der neuen „Offenheit“ des Badewesens architektonisch Ausdruck verleiht, spiegelt deutlich die Auseinandersetzung mit der Avantgarde wider.

Unter den von Hermann Leis während seiner Vorbereitungen studienhalber besuchten Bädern nahm das Strandbad Wannsee in Berlin den sicherlich bedeutend-

sten Rang ein (Abb. 8). Die Ende der zwanziger Jahre nach Plänen der Bauräte Martin Wagner und Ermisch errichtete, eindrucksvolle Anlage war durch verschiedene Veröffentlichungen nicht nur in Fachkreisen bekannt geworden und ist bereits damals durchaus als Inkunabel verstanden worden.

Zeigt die funktionale Einteilung der Freiburger Kabinentrakte nahe Verwandtschaft zu den entsprechenden Bauteilen des Berliner Bades, so folgt die bereits angesprochene bauliche Gestaltung Leitgedanken, die sich in Werken großer Zeitgenossen, etwa Bruno Taut oder

9 BERLIN, Siedlung Siemensstadt, Architekt Otto Bartning 1929/31.





10 BERLIN-NEUKÖLLN, Siedlung Britz, Architekt Bruno Taut 1926.

Erich Mendelsohn, formuliert finden. Der gleichförmige, dem Verlauf der Straße folgende Fassadenrapport ist in besonders augenfälliger Weise bei langgezogenen Wohnblocks der Zeit anzutreffen und wirkt dort bisweilen als eine Art horizontale, mitteleuropäische Antwort auf den Wolkenkratzer der Neuen Welt.

Das Freiburger Strandbad ist in seiner originalen Substanz ohne nennenswerte Veränderungen erhalten geblieben und stellt gerade auch deshalb ein für die Architekturgeschichte und die Geschichte des Badewesens seltenes und wichtiges Dokument dar. Wie die voranstehenden Ausführungen zeigen, besitzt dieses Bad neben seiner über die örtlichen Verhältnisse weit hin-

ausgehenden Bedeutung auch – denkt man etwa an die Umstände seiner Entstehung – einen nicht zu unterschätzenden Quellenwert für die Freiburger Kultur- und Stadtgeschichte. Für Freiburg, das in den 20er/30er Jahren durch die konservative Stadtbauverwaltung unter Karl Gruber und Joseph Schlippe geprägt war, handelt es sich zudem um einen raren Vertreter der zeitgenössischen Moderne.

*Dr. Thomas Lutz
LDA · Referat Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Breisgau*

Norbert Bongartz/Detlev Kuhn:

Ein rätselhafter Fund in Kloster Bronnbach

Sieben spätgotische Maßwerkplatten, die im Bereich des ehem. Zisterzienserklosters Bronnbach bei Wertheim/Tauber gefunden worden sind, geben den Beteiligten einige Rätsel auf.

Der inzwischen pensionierte Klosterführer Anton van Dijk machte mich am Ende seiner aktiven Zeit 1990 auf diese alten Werkstücke aufmerksam, die als Treppenstufen in einer Gartentreppe zweckentfremdet eingebaut waren. Die Eintiefungen alter Verklammerungen und sichtbare Ansätze von Maßwerk erregten sofort das Interesse des Baugeschichtlers und der Verwaltungsspitze des Main-Tauber-Kreises als Eigentümer der Kloster-Anlage.

Unter der anfänglichen Vermutung, es handle sich hierbei um 7 von ehemals 8 Platten des für die Brunnenkapelle des Klosters im Kreuzgang bei Boden-Untersuchungen kurz zuvor dort nachgewiesenen, aber vor langer Zeit bereits entfernten Trogbrunnens, konnte die Bergung der alten Werkstücke erreicht werden.

Doch brach die anfängliche Hypothese, kaum daß die überwiegend im Erdbereich steckenden Platten gehoben und in der Brunnenkapelle zueinandergestellt worden waren, in sich zusammen: Neben dem zunächst beobachteten Blendmaßwerk gab es umfangreichere durchbrochene Maßwerk-Flächen, ferner einen Eselsrücken-Bogen an jeder Platte. Sodann schlossen sich die sieben Platten zu einem 7-Eck zusammen, eine im Mittelalter höchst selten gewählte Polygon-Form!

Beschreibung

Die sieben fast vollständig überlieferten 22 cm dicken Maßwerkplatten, 72,5 cm breit und 77 cm hoch, sind

aus dem bei Bronnbach anstehenden Rotsandstein des Taubertales gemeißelt. Über einem mit „Nasen“ als Dreipaßbogen verzierten Eselsrücken steigt ein vertikaler Maßwerkstab auf, die Platte in zwei Felder symmetrisch teilend. Diese beiden Felder sind – von Platte zu Platte unterschiedlich – in Dreipaßrosetten und „genaste“ Fischblasen gegliedert; alle verhältnismäßig kräftig profilierten Formen bauen auf Kreisbögen und Viertelkreisen auf, was eine ausgewogene, „ruhende“ und stämmige und durch die Formenvielfalt auch lebendige Gesamtwirkung ausstrahlt. Abgesehen vom Abrieb durch die Zweckentfremdung als Treppenstufen zeigen die Maßwerkplatten keine Verwitterungsspuren. Auch Farbspuren oder Sinterschichten, wie sie bei Brunnen auftreten, sind nicht erkennbar. Die Verbindung der auf Gehrung gearbeiteten, stumpf aneinanderstoßenden Platten bestand an deren Oberseiten aus Metallklammern. An der Unterseite besorgte den Zusammenhalt der Werkstücke ein in eine (1,5 cm eingetiefte) Nut eingelegter polygonaler Metallreif als wohl durchlaufendes Zugband, der bei doppelter Höhe (3 cm zu 1,5 cm Dicke) in gleichartige Ausnutungen der oberen Stirnflächen von 7 Stützen eingegriffen haben dürfte. Die mit Sicherheit aus den Formen zu folgernden ehemaligen Stützen sind leider nicht im gleichen Fundzusammenhang zutage getreten.

Hinter den Blendmaßwerk-Flächen sind an allen Werkstücken die Ansätze oder Abarbeitungen von Abwinkelungen der Werkstücke erkennbar (vgl. Schnittzeichnung), Ansätze zu einer diese Werkstücke ehemals zusammenfassenden (Stand?-)Fläche. Ein Zangenloch, in der Ansichtsfläche mittig an der oberen Schmalseite, diente zur Verwendung einer eisernen Hebe-Zange.

1 DIE SIEBEN MASSWERKPLATTEN nach einer provisorischen Aufstellung; „über Kopf“ gesehen wird das Fehlen der Pfeiler spürbar.





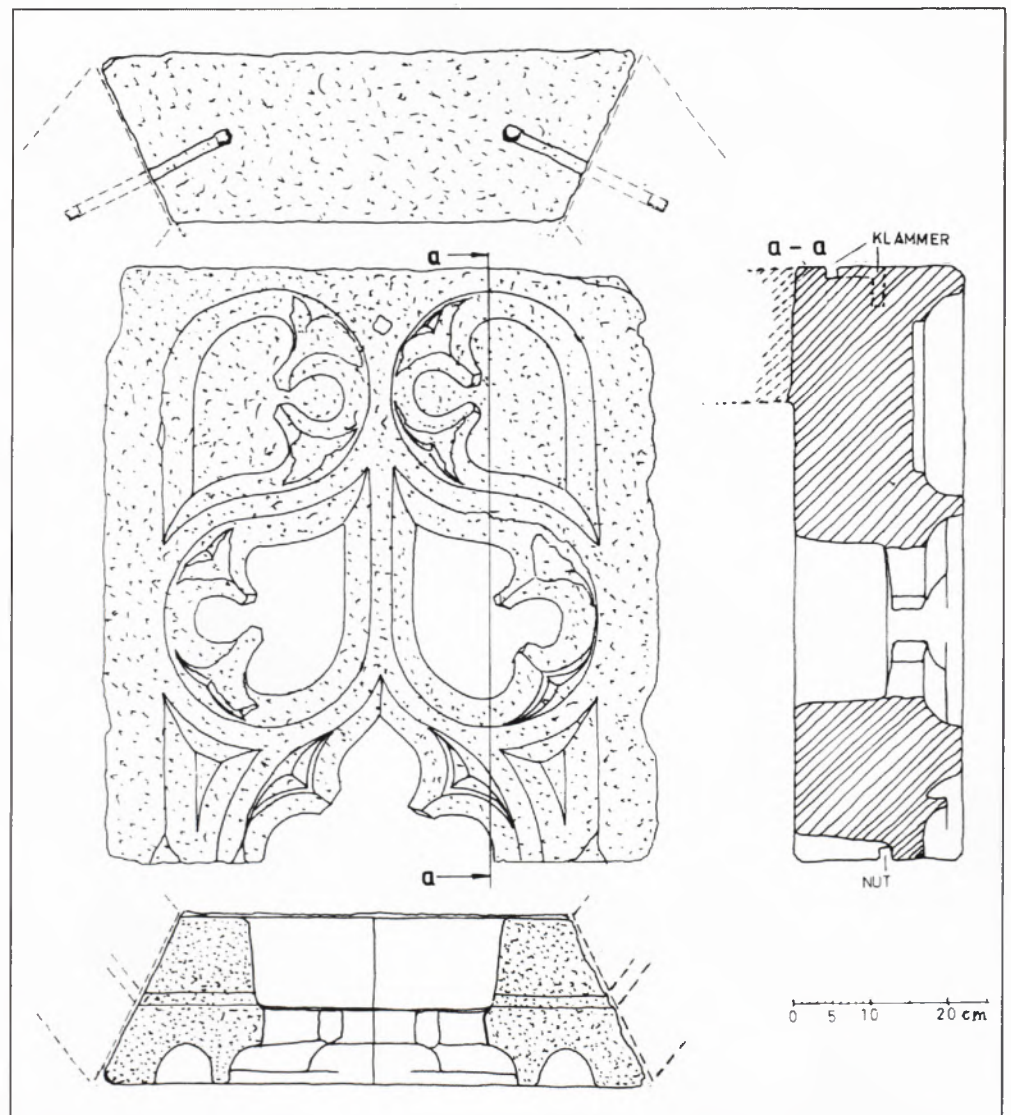
2 EINE EINZELNE MASSWERKPLATTE mit Fischblasen-Ornamentik. Die Verdickung für die vermutete Stand-Platte bedingte das Blendmaßwerk.

Zur Rekonstruktion

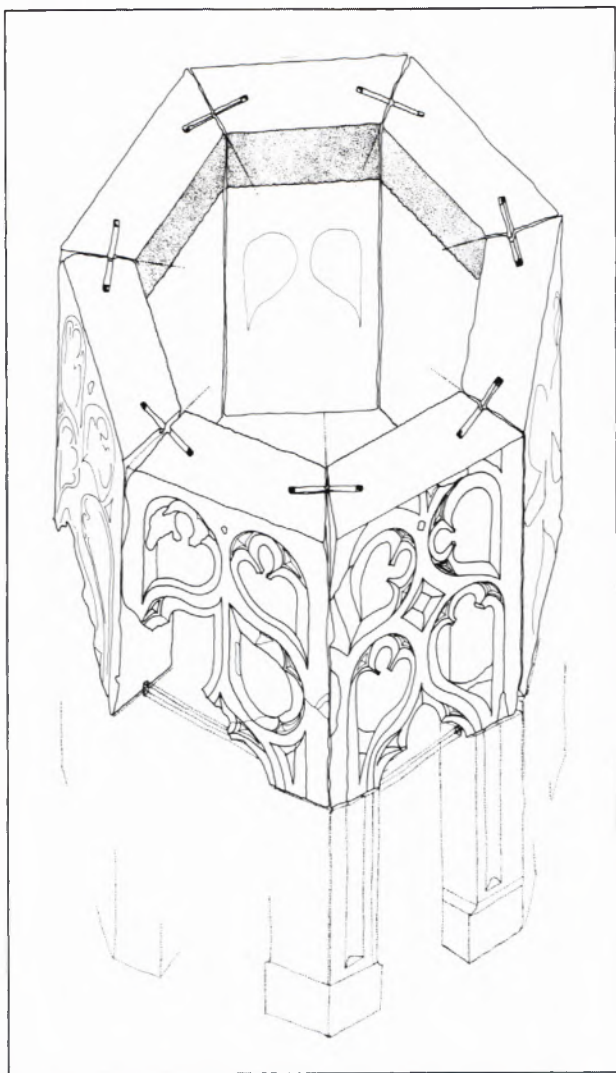
In meinem Rekonstruktions-Versuch gehe ich von einem freistehenden siebeneckigen Gebilde aus, welches eine Standfläche knapp in Schulterhöhe über dem Fußboden eines Innenraums (da keine Verwitterungsspuren) aufwies. Mit der Hypothese, es handle sich hierbei um einen Kanzel-Unterbau, stellen sich weitere Fragen nach dem Zugang und nach den daraus folgernden Brüstungen.

Da alle sieben Maßwerkplatten vollflächig bearbeitet sind, scheidet ein angelehnter oder angearbeiteter Treppenzugang aus. Die einzige Zugangslösung wäre dann denkbar in Form eines schmalen Steges auf die Standfläche, die auf 6 der 7 Seiten von einer Brüstung umzogen gewesen sein müßte. Das bedeutet, daß das Gebilde ziemlich frei in einem Innenraum gestanden haben muß.

Wegen fehlender Ansätze scheidet die Rekonstruktion einer metallenen Brüstung aus den Überlegungen aus, es muß also von einer Brüstung, mit weiteren Maßwerkplatten, ausgegangen werden; darauf deutet auch die in Flachrelief andeutenete Verlängerung des mittleren Maßwerk-Profils auf einem der Fundstücke hin. Unter Zugrundelegung von gleichfalls 22 cm Plattenstärke für die Brüstungsplatten betrüge das Grundflächenmaß der Standfläche ca. 1,10 m im Lichten, hätte die gesamte



3 SYSTEM-AUFMASS einer Maßwerkplatte mit Hinweis auf die Klammerung (oben) sowie auf Abarbeitung auf der Rückseite.



4 PERSPEKTIVISCH-ISOMETRISCHER Rekonstruktionsversuch mit Mindest-Pfeiler-Länge, noch ohne oberen Brüstungskranz.

Höhenentwicklung bei der von mir vermuteten Mindest-Pfeilerlänge und einer Brüstungshöhe von ca. 1 m etwa 2,30 m Gesamthöhe betragen.

Woher diese Werkstücke stammen, ist alles andere als sicher:

- Die Klosterkirche besitzt heute eine komplette Ausstattung aus der Barockzeit. Eine Kanzel in der vorbarocken Zisterzienserklosterkirche ist nicht sehr wahrscheinlich.
- Kann es in der längst abgebrochenen Vorhalle zur Klosterkirche eine überdachte Außenkanzel gegeben haben?
- Ist eine siebeneckige Kanzel in der gleichfalls verschwundenen Kirche für die auswärtigen Besucher („Pfarrkapelle“) des Klosters zu vermuten?
- Denkbar scheint mir, daß dieses Gebilde als Vorlesekanzel im Refektorium, dem Speisesaal der Mönche, gestanden haben könnte, dort in Verbindung mit einem Aufgang in der Mauerstärke, wie dies im Falle anderer europäischer Klosterbauten bekannt ist. Das heutige Bronnbacher Refektorium ist aber ein weitgehender Neubau der Barockzeit, so daß meine Überlegung wohl nie mehr werden kann als eine auf einer (Kanzel-)Hypothese aufbauende Hypothese...

Es ist beabsichtigt, die 7 Platten (deren Aufmaß und Detail-Untersuchung vom Restaurator gemacht wurde, der im Auftrag des Landkreises Untersuchungen und Dokumentation in Bronnbach übernommen hat), über neuen Pfeilerfüßen der Öffentlichkeit zugänglich im Kloster wieder aufzustellen, vielleicht im Kapitelsaal. Wie dies im einzelnen geschehen soll und mit welchen Erklärungen, das wird von Ihren Beiträgen, liebe Leser, mit abhängen.

Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalspflege
Mörkestraße 12
7000 Stuttgart 1

Detlev Kuhn
6980 Wertheim-Bronnbach



1 KEGELBAHN und Gartenhaus, Tübingen, Burgsteige 20/1.

Sabine Kraume-Probst: „Mörikes Kegelbahn“

Sehr versteckt und von der Öffentlichkeit fast vergessen steht im Garten des Verbindungshauses „Roigel“ in Tübingen (Burgsteige 20), unmittelbar an die nördliche Vorburgmauer des Schlosses Hohentübingen angelehnt, eine alte Kegelbahn. Hölzerne Stützen mit zum Teil leicht gebogenen Kopfstreben tragen ein offenes Pultdach, das die Kegelbahn vor Witterungseinflüssen schützt; vor den Stützen befindet sich der Kugelrücklauf, eine leicht schräge Schiene, in der die Kugel zu den Spielern zurückrollt. Der Abwurfstand der Kegelbahn liegt in einer offenen Halle, die zu einem kleinen, zweigeschossigen Gartenhaus östlich der Kegelbahn gehört. Das offene Erdgeschoß weist eine Fachwerkkonstruktion auf, deren Stützen zum Teil wiederum leicht gebogene Kopfstreben haben. In dieser Halle, in der heute noch Tische und Bänke der Studentenverbindung stehen, fand sich auch früher die Kegelgesellschaft ein. In der Mitte der Halle steht eine hölzerne Säule toskanischer Ordnung. Unter einem Pultdach nördlich des

Gebäudes führt eine hölzerne Außentreppe zu einer Trinkstube im Obergeschoß. Das Gartenhaus besitzt ein Walmdach; das Fachwerk seines Obergeschosses mit doppelter Stützenstellung und je einer Diagonallstrebe im Brüstungsfeld lassen eine Datierung in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zu.

Zu jener Zeit stand an Stelle des 1904 erbauten Verbindungshauses „Roigel“ die sogenannte Schloßküferei, eigentlich das mittelalterliche herzogliche Bindhaus, das sich seit 1750 im Besitz der Küferfamilie Erbe befand. Die Familie Erbe richtete hier eine Küferwerkstatt ein und betrieb nebenher auch einen Ausschank. Zur Steigerung der Attraktivität ihrer „Schloßwirtschaft“ ließ sie wohl das oben beschriebene Gartenhaus (mit der Kegelbahn?) errichten. Über den Zeitpunkt der Erbauung gibt es jedoch keinerlei Nachrichten, weder ein Baugesuch noch irgendwelche archivalischen Hinweise. Auch auf dem Tübinger Urkatasterplan – die er-



2 DAS ZWEIFESCHOSSIGE GARTENHAUS östlich der Kegelbahn.

ste maßstäbliche Aufzeichnung des Tübinger Stadtgrundrisses von 1819 – sind weder das Gartenhaus noch die Kegelbahn eingezeichnet, und zwar aus gutem Grund: Gebäude, die nur auf Pfählen errichtet sind, waren ausdrücklich von der Kartierung ausgenommen.

Wegen ihrer erhöhten Lage vor der Schloßmauer lassen sich Kegelbahn und Gartenhaus auf den wenigen Ansichten der Stadt von Norden, die es aus dem späten 18. und vor allem aus dem 19. Jahrhundert gibt, deutlich erkennen. Zieht man jedoch zwei ältere Ansichten aus dem 17. Jahrhundert heran, ergibt sich etwas Erstaunliches: sowohl in einer Radierung von Johannes Pfister aus dem Jahre 1620 als auch in einer kolorierten Handzeichnung aus dem Kieserschen Forstlagerbuch von 1683 ist die Kegelbahn (ohne Gartenhaus) zu sehen!

Ob diese Stützenreihe mit Dach aber tatsächlich dem heutigen Bau entspricht, ob es sich um eine ältere Kegelbahn oder um eine völlig andere Baulichkeit, zum Beispiel einen Schopf, handelt, kann nicht entschieden werden. Eine Klärung des tatsächlichen Alters der Kegelbahn könnte nur eine dendrochronologische Untersuchung ergeben. Stilistisch wäre es jedoch durchaus denkbar, daß die Fachwerkform der gebogenen Kopfstreben aus dem 17. Jahrhundert stammt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint sich die Schloßwirtschaft bei den Tübinger Studenten größter Beliebtheit erfreut zu haben. Als Eduard Mörike 1827 seine humorvolle Ballade „Des Schloßküpers Geister zu Tübingen“ schreibt, sind anscheinend bereits wieder andere Lokalitäten aktuell und die Schloßwirtschaft schon beinahe in Vergessenheit geraten:

„Ins alten Schloßwirts Garten
Da klingt schon viele Jahr' kein Glas;
Kein Kegel fällt, keine Karten,
wächst aber schön lang Gras. . .“

In dieser Ballade, deren Inhalt sich dem Leser vollständig wohl erst erschließt, wenn er sie, wie es Mörike im Untertitel selbst empfiehlt, beim Weine singt, werden acht der neun Kegel lebendig und zu „Studiosen, wohl aus der Zopf- und Puderzeit“. Bei ihrem König (dem neunten Kegel) handelt es sich um den „Schoppenkönig“, den Wein, der seit „wohl funfzig Jahr und drüber“

im Tübinger Schloß begraben liegt. Hier spricht Mörike die Umstellung in der Tübinger Landwirtschaft vom Wein- zum Hopfenanbau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an, die ja den wirtschaftlichen Ruin vieler Tübinger Weinbauern bedeutete. Er verurteilt die Tübinger Studenten, die ihren Weinkönig verrieten und zu Biertrinkern wurden.

„. . . Mit ein paar lausigen Dichtern
Traf man beim sauren Bier euch an,
Versteht sich, nudelnüchtern,
Wohl auf der Kugelbahn . . .“

(Nachzulesen ist die Ballade bei Gerhart Baumann, Eduard Mörike, Sämtliche Werke, Stuttgart 1960, Band 1, Seite 76 ff.)

Aus derselben Zeit wie Mörikes Ballade, aufgrund deren die Kegelbahn bei den wenigen, die sie überhaupt kennen, auch „Mörikes Kegelbahn“ genannt wird, entstand auch die Aquatinta des 1777 in Tübingen geborenen Landschaftsmalers Carl Doerr (gestorben in Heilbronn 1842). Bis auf die östlich angebaute Laube hat sich das Erscheinungsbild von Gartenhaus und Kegelbahn bis heute nicht verändert. Da die Kegelbahn jedoch heute noch von den „Roigel“-Mitgliedern genutzt wird, sind in den vergangenen Jahren einige technische Erneuerungen erfolgt, wie der automatisierte Rücklauf oder der neue Belag der Bahn.

Welchen geschichtlichen Stellenwert besitzt nun die Tübinger Kegelbahn, die vielleicht aus dem 17. Jahrhundert, zumindest aber aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt?

Die Geschichte des Kegelspiels selber ist sehr alt. Bereits in einem ägyptischen Kindergrab, das um 3500 vor Christus datiert wird, fand sich eine Art Tischkegelspiel. 1157 wird in einer Rothenburger Chronik das Kegeln erstmals urkundlich erwähnt. Mit Leidenschaft scheint das Kegeln vom 13. bis 15. Jahrhundert betrieben worden zu sein, wie zahlreiche Schriftquellen belegen. Jedoch galt es als Glücks- und Wettspiel, das wegen seiner hohen Einsätze verpönt war und oft genug verboten wurde. Offensichtlich neue Regeln führten im Verlauf des 15. Jahrhunderts dazu, daß sich der Charakter des Spieles hin zum harmlosen Zeitvertreib



3 AUSSCHNITT aus dem Kieserschen Forstlagerbuch von 1683, auf dem die Kegelbahn zu sehen ist.



4 KEGELBAHN und Gartenhaus auf einer Aquatinta von Carl Doerr (19. Jh.).

wandelte. Zahlreiche Abbildungen vom 13. bis zum 18. Jahrhundert zeigen Kegelspieler aus allen Bevölkerungsschichten. Gekegelt wurde im Freien, von den Adeligen in Gärten, von Bürgern und Bauern auf Plätzen und Feldwegen, meist in unmittelbarer Nähe einer Gastwirtschaft. Die ersten Darstellungen von eigens angelegten Kegelbahnen stammen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts scheinen die Bahnen auch überdacht worden zu sein. Aus dieser Zeit haben sich auch noch zahlreiche Anlagen, sowohl zu Gastwirtschaften als auch zu privaten Villen gehörig, erhalten.

All diese Überlegungen ergeben sich aus einem Überblick der bildlichen Darstellungen, von denen Gerd Weisgerber eine Auswahl zusammengetragen hat. (Dr. Gerd Weisgerber, Zur Geschichte des Kegelspiels.

In: Festschrift zum hundertjährigen Bestehen des Keglerbundes 1885–1985. Herausgeber: Deutscher Keglerbund e.V. [DKV], Berlin 1985.)

Eine Baugeschichte der Kegelbahn wurde bislang noch nicht geschrieben. Jedoch erscheint aufgrund des bisher gesicherten Materials gewiß, daß die Tübinger Anlage – ob sie nun aus dem 18. oder sogar aus dem 17. Jahrhundert stammt – eine der ersten Einrichtungen ihrer Art ist, zudem möglicherweise die letzte erhaltene Kegelbahn aus der Zeit vor 1800.

Sabine Kraume-Probst M.A.
LDA · Referat Inventarisierung
Gartenstraße 79
7400 Tübingen

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

M. Grohne, Kirchentellinsfurt 162;
Hauptstaatsarchiv Stuttgart Pfl. 9/12, Bestand: H 107/18 Nr. 52 Ausschn., 183;
Kreisverwaltung Tauberbischofsheim 180 Abb. 3;

D. Kuhn, Wertheim-Bronnbach, 179, 180 Abb. 2;
H. Leis, Baden-Baden 174–176;
Stadtarchiv Freiburg (C 4/III/12.2) 172 Abb. 3 (C 4/III/12.4 a), 173;
Städtische Sammlung Tübingen 184;
LDA-Freiburg 171;
LDA-Stuttgart, Luftbilder O. Braasch 158, 159, 163, 169;
LDA-Stuttgart 147–151, 154–155, 161;
LDA-Tübingen 164, 165, 167–169, 182;
Aus: Martin Schongauer, Katalog zur Ausstellung, Breisach a. Rhein 1991, 145, 146.
Aus: Wasmuths Lexikon der Baukunst II (1930), 177 Abb. 8;

Nach: M. Henning Schefold/Inge Schäfer, Frühe Moderne in Berlin, Winterthur 1967, 177 Abb. 9;
Nach: W. Müller-Wulckow, Die Architektur der 20er Jahre in Deutschland (1925 ff./1975) o. O., 178.

Die Zeichnungen lieferten:

LDA-Stuttgart 152, 153 (Zeichnung H. Hasenmaier), 160, 181 (Zeichnung K. Leonardi);
LDA-Tübingen 164, 166.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth, mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982

Adolf Schahl
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes BW

Konrad Theiss Verlag

Heft 1
Richard Strobel und Felicitas Buch
Ortsanalyse
Stuttgart 1986

Heft 2
Ulrich Schnitzer
Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen
Stuttgart 1989

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

H. 2.1. Ladenburg 1984
H. 1.1. Esslingen a. N. 1985
H. 1.2 Schwäbisch Gmünd 1985
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986
H. 1.4. Leonberg 1986
H. 1.5. Herrenberg 1986
H. 1.6. Waiblingen 1987
H. 1.7. Markgröningen 1987
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988
H. 4.1. Ravensburg 1988
H. 4.2. Meersburg 1988
H. 1.9. Schorndorf 1989
H. 3.1. Rottweil 1989

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Band 1–6 (vergr.)

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1
Günter P. Fehring
Unterreganbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche
Stuttgart 1972

Band 2
Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummersried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts
Stuttgart 1974

Band 3
Barbara Scholkmann
Sindelfingen/Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters
Stuttgart 1978

Band 4
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Band 5
Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981

Band 8
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983

Band 9
Volker Roeser und Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold
Tübingen 1986

Fundberichte aus Baden-Württemberg
E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)

Band 1, 1974 Band 2, 1975
Band 3, 1974 Band 4, 1979
Band 5, 1974 Band 6, 1981
Band 7, 1974 Band 8, 1983
Band 9, 1974 Bd. 10, 1986
Bd. 11, 1986 Bd. 12, 1987
Bd. 13, 1988 Bd. 14, 1989

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972
Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Band 3, 1972
Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973
Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975
Dieter Planck
Arae Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil

Band 7, 1976
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977
Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977
Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978
Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981
Wolfgang Czyysz u. a.
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982
Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982
Mostefa Kokabi
Arae Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil

Band 14, 1983
U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983
Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983
Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984
Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986
Margot Klee
Arae Flaviae III Der Nordvicus von Arae Flaviae

Band 19, 1985
Udelgard Körber-Grohne
Hansjörg Küster
Hockdorf I

Band 20, 1986
Studien zu den Militärgrenzen Roms III Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983

Band 21, 1987
Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986
Gerhard Fingerlin
Dangstetten I

Band 23, 1987
Claus Joachim Kind
Das Felsställe

Band 24, 1987
Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhen-siedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987
Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988
Joachim Hahn
Die Geißenklosterle-Höhle im Achat bei Blaubeuren I

Band 27, 1988
Erwin Keefer
Hochdorf II. Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988
Arae Flaviae IV. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber

Band 29, 1988
Joachim Wahl,
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988
Wolfgang Kimmig
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988
Der prähistorische Mensch und seine Umwelt Festschrift für Udelgard Körber-Grohne

Band 32, 1988
Rüdiger Krause
Grabfunde von Singen am Hohentwiel I

Band 33, 1989
Rudolf Abkamp
Das südliche Oberrheintal in frühromischer Zeit

Band 34, 1989
Claus-Joachim Kind
Ulm-Eggingen – bandkeramische Siedlung und mittelalterliche Wüstung

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1982 Heft 8, 1986
Heft 3, 1985 Heft 9, 1987
Heft 4, 1984 Heft 10, 1987
Heft 5, 1985 Heft 11, 1988
Heft 6, 1985 Heft 12, 1988
Heft 7, 1985

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörkestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörkestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-27 34

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen

Fischersteig 9
7766 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (077 35) 3001
Telefax (077 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Durmshheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35-53 00
Telefax (07 21) 1 35-53 36

Archäologie des Mittelalters
Durmshheimer Straße 55
7500 Karlsruhe 21
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50
Telefax (07 61) 20 5-27 55

Marienstraße 10 a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 5-27 81
Telefax (07 21) 20 5-27 91

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Gartenstraße 79
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 2 00-1
Telefax (07 071) 2 00-26 08

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 2 00-26 07
Telefax (07 071) 2 00-26 08

Archäologie des Mittelalters
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 4 11 21
Telefax (07 071) 4 11 23